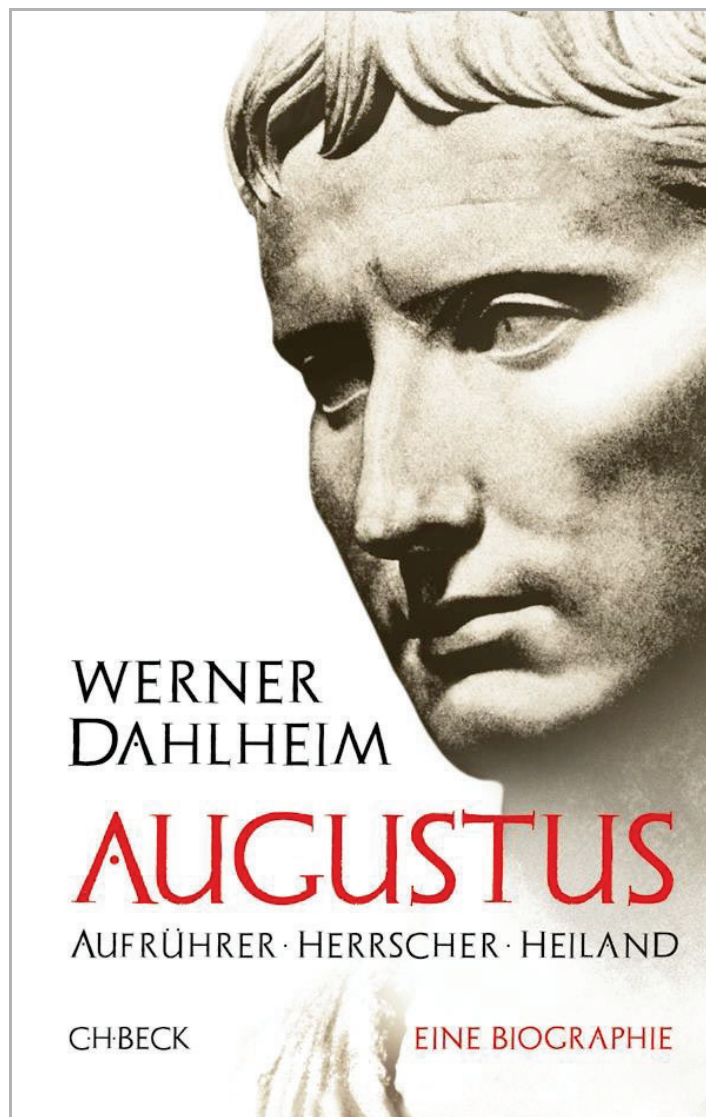


Unverkäufliche Leseprobe



Werner Dahlheim

Augustus

Aufrührer – Herrscher – Heiland

2023. 448 S., mit 33 Abbildungen und 11 Karten

ISBN 978-3-406-81487-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/36359416>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Werner Dahlheim
AUGUSTUS

Werner Dahlheim

AUGUSTUS

Aufrührer
Herrscher
Heiland

Eine Biographie

C.H.Beck

FÜR ANTONIA

1. Auflage. 2010

Broschierte Sonderausgabe in der C.H.Beck Jubiläumsedition. 2013

Mit 33 Abbildungen und 11 Karten

2., um einen bibliographischen Nachtrag vermehrte Auflage. 2024

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2010

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses

Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl

Umschlagabbildung vorn und hinten: Portrait des Augustus,

Ausschnitt der Augustus-Statue von Primaporta; © akg-images

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 81487 7



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

INHALT

Vorwort	11
I. DIE REPUBLIK DANKT AB	
1. Das Vermächtnis Caesars <i>«Die Republik ist ein Nichts» – Die Aura des Göttlichen – Das Vermächtnis des Scheiterns</i>	15
2. Die Pläne der Verschwörer <i>Vergangenheit ohne Zukunft – Die Eroberung der Ost- provinzen</i>	21
3. Die Verkündigung der Götter: <i>«Heute wurde der Herr der Welt geboren» «Knabe, der du alles nur deinem Namen verdankst» – Kampf ums Überleben: Die politischen Fronten in der Hauptstadt</i>	30
II DER KRIEG DER ERBEN	
1. Zwischen den Fronten: Octavian und der Senat <i>«Worte gegen Waffen»: Ciceros Mission – Der Hochverrat Octavians – Die Absolution</i>	38
2. Das Recht des Staates und der Ehrenkodex seiner Großen <i>Das neue Glaubensbekenntnis der Politik – Die Pflicht zur Rache</i>	45
3. Die Stunde Ciceros <i>Sechs Monate der erste Mann in Rom: Krieg gegen Anto- nius – Der zerstörte Traum: Octavian erbeutet das Konsulat</i>	51

III. DIE VORHERRSCHAFT DES ANTONIUS	
1. Die Gabe der Pandora: Das Triumvirat	58
<i>Militärdiktator nach Recht und Gesetz – Im Taumel des Bösen: Die Proskriptionen – Die moralischen Verwerfungen</i>	
2. «Bei Philippi sehen wir uns wieder»	67
<i>14 Tage im Herbst – Die Unersättlichkeit der Veteranen</i>	
3. Die Spaltung des Reiches	74
<i>Bruderkrieg und Herrschaftsteilung: Das Abkommen von Brundisium – Das geteilte Imperium</i>	
IV. DER GEFANGENE DES MEERES	
1. Mare nostrum	80
2. Sextus Pompeius, der Sohn Neptuns	84
<i>Der Aufstieg im Schatten der großen Politik – Der Krieg um Sizilien – Das Ende aller Illusionen</i>	
3. Organisierte Plünderi: Die Bilanz eines Freibeuters	91
4. Das Ende der Gefangenschaft	93
<i>Die Freiheit des Handelns – Visionen eines neuen Rom</i>	
5. Der erste auswärtige Krieg in Illyrien	99
V. «RAUM WAR NICHT FÜR UNS BEIDE IN DER GANZEN WEITEN WELT»	
1. Kleopatra, Königin Ägyptens	101
<i>Der Traum von der Großmacht – Ägypten unter Kleopatra und Antonius</i>	
2. Die Ostpolitik des Antonius	109
<i>Der Krieg gegen die Parther – Vielfalt ohne Leitidee: Schattensbilder einer neuen Ostpolitik</i>	
3. Der Krieg um die Einheit des Imperiums	120
<i>Die Zerreißprobe: Der Auftritt der Agitatoren – Das Dilemma des Antonius – «Möge das Römertum herrschen durch die Kraft Italiens»: Die Mobilisierung des Westens</i>	
4. Ein Tag im September: Die Entscheidung von Aktium	130
<i>Grenzgänger: Der Preis der Treue – Der Krieg duldet kein Zaudern</i>	
5. Was vom Leben blieb	138
<i>Ruhm im Scheitern: Nachruf auf einen Besiegten – Das schöne Ungeheuer: Nachruf auf eine Königin</i>	

VI. ZERBRECHLICHE ORDNUNG	
1. Der Kosmos Alexanders des Großen	144
2. Die Verfügungen des Siegers <i>Das Ende eines Alptraums – Die Ordnung des Ostens – Die Bruchstelle zweier Welten: Orient und Okzident</i>	147
3. Die Zurschaustellung des Alleinherrschers <i>Der Triumph in Rom – Krieg und Eroberung als liturgische Feier</i>	157
4. Im Zwischenreich von Alt und Neu <i>Die Macht und ihr Preis: Schein und Wirklichkeit der Republik – Der Befreier Roms</i>	161
5. Gefährdete Allmacht <i>Gelöste Konflikte – Unentbehrlich und fügsam: Der Adel – Die Wiederkehr adliger Herrlichkeit – Der schmale Grat zwischen Befehlen und Gehorchen – Offene Zukunft</i>	168
VII. «HERRSCHEN HEISST, DIE MACHT EINES GOTTES ZU BESITZEN»	
1. Heilsame Furcht: Der Ausweg aus der Militärdiktatur <i>Politische Dressur – Die Macht der Vergangenheit</i>	180
2. Große Erwartungen: Die Zustimmung der Himmlischen <i>Vorbilder und Lehrmeister – Der Schützling der Götter – Die Nähe zu Apoll</i>	186
3. Augustus, der Auserwählte	190
4. Die Bürde der Welt <i>Der Ruf der Provinzen – Italien und der Westen</i>	193
5. Ehren, jenseits menschlicher Maße	201
VIII. JAHRZEHNTE DER BEWÄHRUNG	
1. Die Verletzbarkeit der Macht	204
2. «Schütze den Caesar, der ans Ende der Welt zu den Britanniern zieht»	206
3. Die Krisen der Jahre 23 bis 17 <i>Auf Leben und Tod – Die Stunde des Generalissimus Agrippa – Die Umgestaltung der Rechtsgrundlagen – Letzte Korrekturen</i>	209

4.	Der unerfüllte Traum vom neuen Menschen <i>Gesetzlich verordnete Moral – Der Volksfreund</i>	222
5.	Die Frauen am kaiserlichen Hof <i>Livia, «Odysseus im Weiberrock» – Octavia, Schwester und Vertraute</i>	228
IX. DIE GESICHTER DER MACHT		
1.	Steinerne Denkmäler monarchischer Autorität <i>Die öffentlichen Aufgaben der Architekten und Bildhauer – Rom: Der Mittelpunkt einer neuen Weltordnung – Die Städte des Reiches: Sehen und Gehorchen – Das Bildnis des Kaisers</i>	235
2.	Die Liturgie der Macht <i>Das Auftreten der Amtsträger – Feste und Spiele</i>	246
3.	Thron und Altar <i>Die Säkularspiele im Juni 17 – Andachtsbilder der Macht: Der Friedensaltar – Die Verbindung von Himmel und Erde: Die Sonnenuhr auf dem Marsfeld</i>	248
X. DIE WIEDERKEHR DES GOLDENEN ZEITALTERS		
1.	Die Mission der Dichter <i>Macht und Verführung: Literaten im Dienst adliger Häuser – Die Versuchung: Politische Botschaften in Versen – Der Glanz des Einzigartigen – Die Wiederkehr des Goldenen Zeitalters</i>	256
2.	Wunschträume abseits der Politik <i>«Soll ein anderer tapfer sein im Krieg»: Tibull und Propertius – «Sänger zärtlicher Liebesgefühle»: Ovid</i>	271
3.	Die Auskunft der Geschichte <i>Die Pflichten der Historiker – Patriotische Geschichtsschreibung: Livius – Erzählte Staatsbürgerkunde</i>	276
XI. HERR ÜBER KRIEG UND FRIEDEN		
1.	Der Krieg als Berufung	286
2.	Die Leitlinien der Außenpolitik <i>«Ein Reich ohne Ende habe ich verliehen» – Das unerreichbare Erbe: Der Verzicht auf Caesars unvollendeten Krieg</i>	288

3.	Der Angriff auf Mittel- und Nordeuropa <i>Der Kampf um die Elbgrenze – Die Folgen – Krieg auf dem Balkan – Das neue Gesicht Mitteleuropas</i>	295
4.	Die Zähmung des Wolfes: Die Umrüstung des Heeres <i>Die Armee verlässt den Mittelmeerraum – Die Mobilisierung der Provinzen</i>	311
XII. DAS REICH UND SEINE DIENER		
1.	Das Zentrum der Macht <i>Der Kern – Die Peripherie</i>	317
2.	Die Beute des Siegers <i>Habgier und Willkür – Nach Gutdünken gewährte Gnade</i>	322
3.	Herrschaft und Verantwortung <i>Die Herrschaftsformen – Die Herrschaftspraxis – Gewalt und Herrschaft im Westen</i>	328
4.	Im Namen der Fürsorge <i>Die Fesseln der überkommenen Regierungspraxis – Der lange Weg zur Mäßigung</i>	340
5.	Das Reich und die Herrlichkeit	347
XIII. SATT AN LEBEN		
1.	Die letzten Jahre einer Epoche <i>Bittere Ernte: Der Kampf um die Nachfolge – Der Winter des Alters – Das politische Vermächtnis: Der Tatenbericht</i>	350
2.	Der Sieg über die Vergänglichkeit <i>Die letzten Tage – «Der König ist tot, es lebe der König» – Die Ikonographie des Todes: Vereint mit den Göttern</i>	358
XIV. BOTSCHAFTEN DER GÖTTER		
1.	Die Botschaft der alten Götter	366
2.	Die Botschaft des neuen Gottes <i>Die Mission des in Bethlehem geborenen Gottessohnes – Das neue Ziel des Lebens – «Die Herrschaft Caesars (Augustus) wurde wegen der Ankunft Christi vorbereitet» – Das Reich Gottes und der Menschen</i>	370
3.	Die Christianisierung der augusteischen Überlieferung <i>Vergil: Die Geburt des göttlichen Kindes – Die Prophetien der Sibyllen</i>	380

XV. AUFRÜHRER, HERRSCHER UND HEILAND: DIE ERINNERUNG AN EINEN RÖMER	
1. Der Mann	385
<i>Widerstreit der Wahrnehmungen – Baumeister des Wandels</i>	
2. Das Werk	392
<i>Staat und Imperium – Krieg und Frieden</i>	
3. Das Urteil der Nachwelt	396
4. Was bleibt	404
ANHANG	
Anmerkungen	407
Zeittafel	428
Die Quellen	431
<i>Quellensammlungen – Schriften des Augustus; der Tatenbericht – Die Dichter und Historiker – Die materielle Kultur</i>	
Ausgewählte Literatur	432
<i>Forschungsberichte/Bibliographien – Biographien – Die Epoche – Die Bürgerkriege – Der Herrscher – Außen- und Reichspolitik – Die Rezeptionsgeschichte</i>	
Personenregister	437
Sach- und Ortsregister	442
Karten- und Abbildungsnachweis	448

VORWORT

«Die Hauptpersonen stehen im Vordergrund; die Menge ist in der Tiefe des Bildes. Wehe den Einzelheiten: die Nachwelt vernachlässigt sie alle. Sie sind wie ein Wurm, der die großen Werke tötet. Was das Jahrhundert kennzeichnet, was Umwälzungen bewirkt hat, was in hundert Jahren wichtig sein wird, das will ich heute niederschreiben.»

Voltaire über sein Buch «Das Zeitalter Ludwig XIV.»

Will man, hatte Metternich über Napoleon gesagt, das Maß an Genialität richtig einschätzen, das ein Mann haben soll, um sein Jahrhundert zu beherrschen, so «muss man dieses Jahrhundert beurteilen können». Der Satz gilt auch für Augustus. Seine lange Herrschaft begründete nicht nur eine neue Regierungsform, sondern erfasste alle Lebensäußerungen. Anders: Sein Leben ist mit allen Veränderungen der Zeit bis ins kleinste Detail verwachsen. Wer seine Spuren finden will, entdeckt sie in Politik und Gesellschaft ebenso wie in der Religion, der Kunst und der Literatur. Er trifft auf sie nicht nur in Rom und Italien, sondern ebenso im ganzen Mittelmeerraum und den angrenzenden Ländern. Denn Augustus war der Herr eines Imperiums. Er hatte es nicht geschaffen, aber vergrößert wie kein zweiter Römer. Weit über seine Grenzen hinaus entschied er über das Glück der Menschen, und ihr Beifall sprach das Urteil über die Dauer und den Wert seiner Regentschaft.

Auf den Anfängen des augusteischen Zeitalters lag der Schatten Caesars. Er hatte nach seinem Sieg in einem Bürgerkrieg, in dem er fünf lange Jahre seine Gegner von Provinz zu Provinz jagte, die Republik beiseitegeschoben. Wichtiger als ihre Reform war ihm ein Ziel, das allein das Weiterleben lohnte: der Feldzug gegen die Parther im Stile Alexanders des Großen. Als er an den Iden des März 44 fiel, einen Tag vor seinem Aufbruch in den großen Krieg, rüsteten sich seine Generäle, zu werden wie er. Einer von ihnen war sein Adoptivsohn Octavian, blutjung, aber eisern entschlossen, zu überleben und seinen Kontrahenten das Grab zu

schaufeln. Er siegte nach 15 Jahren in einem Krieg, der Rom, seine großen Adelshäuser und das Imperium an den Abgrund führte.

Sein Leben zerfällt in zwei Hälften: eine vor 27 v. Chr. und eine danach. Die Frage, wie die beiden zusammenhängen, hat die Zeitgenossen wie die Nachwelt bewegt – nicht ohne Grund. In der ersten Hälfte starben im Kampf um die Macht Zehntausende, weit mehr stürzten in Armut und Elend, und der gesetzlich legitimierte Massenmord hielt grausame Ernte unter den Eliten Roms. In der zweiten blickten Millionen voll Hoffnung auf einen Herrscher, der Frieden und Wohlstand versprach und den Krieg in die Länder der Barbaren jenseits des Mittelmeerraumes trug.

Das eindrucksvollste Zeichen einer Zeitenwende setzte Augustus selbst. Er forderte und erhielt vom Senat im Januar 27 den Beinamen «Augustus». Er verlieh ihm eine bisher nie gekannte Würde. Der einstige Hochverräter und Aufrührer verwandelte sich in den von den Göttern erwählten zweiten Gründer Roms. Die Provinzen des Ostens – seit 12 v. Chr. auch die des Westens – verehrten ihn als Gott und Heiland. Dort traute man nur einem Monarchen, der sichtbar dem Himmel nahe war, die Fähigkeit zu, den Weg aus dem Elend zu finden, das Bürgerkrieg und Ausbeutung gebracht hatten.

Um diese gewaltige Aufgabe zu lösen, brauchte Augustus Helfer. Nur wenn er unter den politischen Eliten Roms bereitwillige Diener fand, konnte seine Herrschaft Bestand haben, die weite Teile Afrikas, Asiens und Europas umfasste. Die Helfer kamen, da die Bürgerkriege die überkommene politische Ordnung zum Einsturz gebracht hatten, nicht aber die soziale. So furchtbar die Opfer waren, die von den alten Adelsfamilien Roms gefordert wurden, ihre soziale Übermacht und die der in ihren Kreis Aufgestiegenen wurden nicht erschüttert. Sie herrschten nicht mehr, aber sie regierten als Diener des Monarchen das Reich und führten die Legionen – demgegenüber wogen die personellen Veränderungen wenig. Nirgends deutlicher als hier zeigt sich, dass Augustus wie jeder Mächtige seinen Willen nur unter den gegebenen Voraussetzungen und mit gegebenen Mitteln durchzusetzen vermochte. Auch als absoluter Monarch konnte er die Regierungsgewalt nur in Hände legen, die damit umzugehen wussten.

Wenn Augustus eins ist mit einem ganzen Zeitalter, muss sich der historische Blick über Staat und Gesellschaft hinaus auf die Lebenskultur richten und nach ihrer Abhängigkeit von dem Willen des Machthabers fragen. Das augusteische Zeitalter wird ausnahmslos als der Höhepunkt

der römischen Kunst und Literatur gerühmt. Dem wird der Historiker nicht widersprechen wollen. Wohl aber wird er weniger nach ihrer Schönheit als nach ihrer Funktion fragen. Wie weit bestimmte Augustus die Themen der Dichter, welche Bauten und Bilder sprachen von seiner Herrschaft, in welchem Umfang dienten sie der Legitimation seiner Macht, welche Wertvorstellungen spiegelten Verse und Steine, welche erfassbaren oder unterschwelliger Motive wirkten auf sie ein? Statuen, Bilder, Triumphbögen, Villen und Tempel enthüllen ebenso wie Amphitheater, Rennbahnen, Wasserleitungen, Bäder und Kloaken oder Gedichte und Geschichtswerke ein politisches Grundverständnis, das dem Imperator die Rolle des Garanten von Frieden und Wohlfahrt zuschrieb. Sie sprechen darüber hinaus von Krisen und Aufbruchsstimmungen und sie bezeugen Legitimationsformeln der Monarchie, die jenseits der offiziellen Rechtfertigungslehre den göttlichen Universalherrscher und ein Weltreich feiern, das in Zeit und Raum keine Grenzen kennt. Lässt sich daran die Intensität messen, mit der sich die Lebensformen auf das Zentrum der neuen politischen Macht ausgerichtet haben?

Wer die Herrschaft des Augustus als Wegscheide der Weltgeschichte vorstellt, darf den Mann nicht vergessen, der als Untertan des Kaisers geboren und unter seinem Nachfolger hingerichtet wurde: Jesus von Nazareth. Er trat öffentlich nur eine kurze Zeitspanne auf. In den Dörfern am Nordufer des Sees Genezareth predigte er von einem kommenden Gottesreich, das mit Rom und seinem vergöttlichten Monarchen nichts zu tun hatte. Sein gewaltsames Ende am Kreuz und der Glaube seiner Anhänger, er sei von den Toten auferstanden, haben das Imperium und das Denken und Handeln der Menschen jedoch weit gründlicher verändert, als es Augustus tat. Trotzdem standen sich beide nach der Überzeugung der Christen sehr nahe: Als Gott entschied, seinen Sohn als Mensch auf die Erde zu senden, habe er Augustus der Welt den Frieden bringen lassen und damit den Missionaren des neuen Glaubens den Weg zu allen Menschen geebnet. Auch diese Sicht auf den Sohn Caesars gehört in eine Biographie über ihn. Denn sie hat den Blick der Nachwelt nicht minder eindrucksvoll bestimmt wie das Bild vom Terroristen, Weltherrscher, Friedensbringer und Förderer der Künste.

Die Jahrzehnte, in die der Autor seine Leser führen will, waren eine Zeit der Extreme, eine Zeit von Licht und Schatten, von tiefer Trauer und grenzenlosem Jubel, von abgründiger Gemeinheit und überwältigender Großmut, von staatsmännischer Klugheit und bitterer Emotion. Wie sollte es auch anders sein, als die alte Welt in Stücke fiel und der

letzte der Generäle seine Macht festigte und als vererbare einrichtete. Der Historiker ist herausgefordert, dies alles mit Leben zu füllen. Und er muss Neugier auch dort schaffen, wo von Rechtswegen gar keine sein kann, da jedermann das Ende der Geschichte kennt. Wie aber versetzt man den Leser in die Unwägbarkeiten der Zeit und ihre Entscheidungsnotwendigkeiten? Wie widersteht man der Versuchung, zu früh den Aufstieg derer aufzudecken, deren künftige Größe bekannt ist, oder allzu eilig den Niedergang derer kundzutun, von denen man doch weiß, dass sie zu den Verlierern zählten? Die Antwort, ob mir dies gelungen ist, gibt der Leser.

*

Ich schulde Dank:

Almut Herwig hat entschlossen den Rotstift angesetzt, wo es der Autor an Klarheit der Argumentation oder an stilistischer Feinheit fehlen ließ. Andrea Morgan scheute keine Mühen bei der Bildausstattung und half energisch bei den Korrekturen. Peter Palm zeichnete mit bewährter Meisterschaft die Karten. Stefan von der Lahr amtierte als Lektor, half über Jahre hin mit förderlicher Kritik und machte durch seine honorige Art die Zusammenarbeit zu einem reinen Vergnügen.

Gewidmet ist dieses Buch meiner Enkelin Antonia. Sie liest gerne und vielleicht auch eines fernen Tages, was ihrem Großvater zu Augustus einfiel.

I. DIE REPUBLIK DANKT AB

«Es scheint zunächst so, als ob man einen Menschen nach den Hauptzügen seines Lebens beurteilen könnte ... Zuerst wird ein Bild des Gesamtwesens konstruiert; dann werden alle Einzelhandlungen einer Persönlichkeit in dieses Gesamtbild eingeordnet ... Beim Kaiser Augustus ist das freilich nicht geglückt; denn bei diesem Mann sind die einzelnen Betätigungen so offenbar voneinander abweichend, sie ändern sich während seines ganzen Lebens immer wieder und oft so unerwartet, dass auch die kühnsten Beurteiler nicht zu einer Entscheidung kamen und es aufgeben mussten, ihn in seiner Ganzheit zu erfassen.»

Montaigne¹

I. Das Vermächtnis Caesars

«Die Republik ist ein Nichts»

Octavian hat die alte Republik kaum erlebt. Im Jahr seiner Geburt beendete der Konsul Cicero die Verschwörung des Catilina, und sein Großonkel Caesar gewann mit den letzten Sesterzen, die er für die fälligen Bestechungen auftreiben konnte, die Wahl zum obersten Priester (*Pontifex maximus*). Drei Jahre später verbündeten sich Pompeius, Crassus und Caesar und sicherten sich und ihren Anhängern die Macht im Staate. Die Formel, auf die sie sich einigten, hob die Ordnung der Republik aus den Angeln: «Nichts solle im Staat künftig geschehen, was einem von ihnen missfallen sollte.»² So blieb es zehn Jahre, in denen Caesar Gallien eroberte, während Octavian fern von Rom in der italischen Provinz aufwuchs. Er wurde dreizehn, als es im Januar 49 zum Bürgerkrieg kam, und als er fünfzehn wurde, hatte Caesar gesiegt. Seine Laufbahn begann im Schatten dieses Mannes, der ihn früh an sich zog und ihn die Grundregeln von Politik und Krieg lehrte. Was davon wirklich zählte, erfuhr der Jüngling in den letzten Lebensmonaten seines Großonkels.

Dieser war Anfang Oktober 45 nach seinem Sieg in Spanien in Rom eingezogen und hatte seinen fünften Triumph ausgerichtet. Viele weinten, als sich der Sieger in strahlender Laune bejubeln ließ, feierte er doch als erster Römer einen Erfolg über die eigenen Bürger. Die Zahl der Gefallenen zu veröffentlichen, hatte der Diktator verboten – trotzdem lastete sie wie ein Alptraum auf der Zukunft. Als der Wagen des Triumphators an der Bank der Volkstribunen vorbeifuhr, blieb einer von ihnen sitzen, voll Zorn auf einen Helden, der sein Volk verhöhnte. «Fordere doch», rief ihm der Diktator zu und schüttelte die Faust, «fordere als Volkstribun die Republik von mir zurück.»³

Es ist leicht zu verstehen, was in diesem Augenblick in Caesar vorging, und es spiegelt das Selbstverständnis der großen Krieger Roms. Er hatte Gallien der Republik zu Füßen gelegt, fünf lange Jahre in nahezu allen Provinzen gekämpft und vielen, auch den hartnäckigsten Gegnern, Leben und Ehre gelassen. Was sollte er noch tun, um als der erste Mann anerkannt zu werden? Sollte die immer wieder und nur mühsam unterdrückte Ahnung doch Gewissheit werden, dass ihm weder die Toten noch die Lebenden vergeben würden? Sicher, er kam als der Herr Roms, aber doch wie ein auswärtiger Eroberer, dessen Herrschaft in Mord und Brand enden musste, wenn sie nicht den Verstand und das Herz der alten regierenden Klasse gewinnen konnte. Ihr Widerstand verdammt ihn zum Zerstörer der alten Ordnung, dem Vergebung nicht gewährt und dessen Gnade nicht genommen wurde. In seinen Augen ignorierten seine Gegner schlicht die Veränderung der Welt und schwenkten hochfahrend wie eh und je das Banner der Republik, hinter dem sich doch nur der eigene Hunger nach Macht und die eigene Gewalttätigkeit verbargen.

So wurde für den schwer Gereizten «die Republik zum Nichts, zum Namen ohne Körper und greifbare Gestalt». Die naheliegende Erinnerung an Sulla, der den Staat restauriert und die Diktatur niedergelegt hatte, empfand er als lästig. Sulla sei ein Analphabet gewesen, beschied er barsch seine Kritiker.⁴ Er beschrieb damit die Wirklichkeit, wie er sie sah: Wer erwartete, mit den alten Spielregeln weiterwursteln zu können, wollte nicht begreifen, dass die Republik von sich aus nicht mehr lebensfähig war. So konnte er guten Gewissens erklären, «es liege mehr im Interesse des Staates als in seinem eigenen, dass er unversehrt bleibe. Er habe genug Macht und Ruhm gewonnen; wenn ihm etwas zustoße, werde das Land keine Ruhe finden, sondern von neuen Bürgerkriegen unter weit furchtbareren Bedingungen als bisher heimgesucht werden.»⁵ Drei Wochen nach den Iden des März griff sein alter Freund Matius den

Gedanken wieder auf, dessen Logik Rom weitere 15 Jahre quälen sollte: «Wenn Caesar mit seinem Genie keinen Ausweg fand, wer wird ihn dann finden?»⁶

Beantwortet wurde die Frage erst in den zwanziger Jahren. Die Umstände, unter denen sie gestellt worden war, hatten sich nicht wesentlich geändert. Octavian wie Caesar verdankten ihre Macht dem Schwert, und auf ihm ruhte ihre Alleinherrschaft. Ihr Charakter war despotisch und bedurfte, um in Rom anerkannt zu werden, eines rechtlichen Überbaus. Wie man zu ihm gelangen konnte, zeigten die seit Sulla betretenen Pfade. Sie führten entweder zur altrömischen Diktatur, die Sulla in den Geschichtsbüchern entdeckt und mit allumfassenden Kompetenzen angereichert hatte, oder zum Konsulat, dem höchsten und ehrwürdigsten Staatsamt der Republik, oder zu den Ausnahmekommandos (*imperia extraordinaria*) des Pompeius, die den Krieg bis an die Grenzen der Erde möglich gemacht hatten. Wofür man sich auch entschied: Die Macht, die diese Ämter und Amtsvollmachten gewährten, gab es immer nur auf Zeit, und niemals wurde die Autorität von selbst dazugegeben. Sie floss namentlich aus dem Beifall der herrschenden Klasse, und diese war um keinen Preis gewillt, eine Macht ohne zeitliche und inhaltliche Schranken zuzulassen.

Ein gangbarer Weg schien die Diktatur. Im Herbst 48 übernahm Caesar sie für ein Jahr und ließ sie im April 46 auf zehn Jahre ausdehnen. Damit verlor wenigstens für die Wohlmeinenden das Amt nicht gänzlich seinen Charakter als Jahresamt. Mit diesen taktischen Finessen und Rücksichten war es 45 vorbei. Ende des Jahres kündigte Caesar eine unbefristete Amtszeit an, und am 15. Februar 44 führte er offiziell den Titel *dictator perpetuus*.⁷ Damit büßte das Amt endgültig den Charakter eines Ausnahmemandats ein und ging über in die souveräne Gewalt. Jede Hoffnung auf Frieden mit der Republik war nun dahin. Seinem Stand galt Caesar fortan als Tyrann. Es war dies die treffende Bezeichnung für den Mann, der die politische Allgewalt des Senatsadels abschaffte und damit der Republik den wichtigsten Baustein ihrer Freiheit nahm. Das alte politische System ging aus den Fugen, und was das Ämterwesen ausgemacht hatte, zerfaserte: statt Annuität zählte nun die Dauer, die Kollegialität schwand zugunsten der Kumulation von Macht, und was einst gleich war, erschien nun hierarchisch geordnet. Die monarchische Gewalt begann ihre neuen Ordnungsprinzipien auszuprobieren.

Die Aura des Göttlichen

Die ihm aus allen Teilen des Reiches zuteilwerdenden Gesten gläubiger Demut haben Caesar zunächst kaum beeindruckt. Dann aber begann er den Götzendienst um seine Person ernst zu nehmen. Floss doch aus der Gewissheit der Massen, dass seine absolute Macht eine Heilsnotwendigkeit sei, die Autorität, die ihm viele seiner Standesgenossen beharrlich verweigerten. Nach den Siegen in Afrika und Spanien ergoss sich eine schier endlose Flut von Ehrungen über Caesar, gepaart mit mythischen Verklärungen seiner Ahnen. Selbst der Senat tat das Seine dazu. Willfährig riss er selbst die Schranken des guten Geschmacks ein, um der Macht die schuldige Ehre zu erweisen.⁸ Anfang 44 proklamierte er den *Divus Julius* und gelobte seiner herrscherlichen Milde (*clementia*) einen Tempel. Der Kalender füllte sich mit Geburtstags-, Sieges- und Gelübdefesten zu seinen Ehren. Und schließlich sollte er – anders als alle anderen Sterblichen – dereinst innerhalb der Stadtgrenze Roms (*pomerium*) beigesetzt werden.

Alle diese Ehrungen hoben Caesar in die Sphäre des Göttlichen. Dort fand er ein der sozialen und politischen Wirklichkeit näheres Gesetz, als es die Berufung auf die Tradition der Republik war. Die Gebete, die in den Provinzen des Ostens laut und in Italien und den Westprovinzen noch verhalten dem allmächtigen Diktator galten, kündeten von einer monarchischen Herrschaft, die ihre Legitimation aus den Heilserwartungen der Untertanen bezog. Denn der omnipotente Weltherrscher, der in der Person Caesars zum ersten Mal die Bühne des Imperiums betrat, war nur vorstellbar als Sachwalter göttlicher Kräfte. Caesar wollte dies so. Es führte ihn und Rom weit in die Zukunft und über die republikanische Tradition hinaus.

Das Vermächtnis des Scheiterns

Was aber wollte er mit der Macht, die ihm der Sieg über seine Feinde verschafft hatte? Wie Sulla die Früchte aller Mühen auf seinen Landgütern zu genießen, war seine Sache nicht. «Vielmehr sehnte er sich», schrieb Plutarch, «nach neuem Ruhm, als sei der alte schon verbraucht.»⁹ Zu finden war er allein in der Fortsetzung des imperialen Krieges. Ihm zu dienen, hatte Caesar in Gallien gelernt, und die Erfahrung aller großen Soldaten gemacht, dass der Kampf alle Leidenschaften befriedigte. Denn er forderte Phantasie und Tatkraft und schenkte eine



Abb. 1 Der an den Iden des März 44 ermordete Caesar blieb den Späteren wegen seiner schier unbegrenzten Schaffenskraft und seines kriegerischen Ruhmes im Gedächtnis. So malte 1812 der Bologneser Künstler Pelagio Palagi Caesar, wie er in einem Zelt seines Feldlagers einer dienstestifrigen Schar von Schreibern seine Commentarien des Gallischen Krieges diktierte.

Selbsterfüllung, der sonst nichts gleichkam. Nach den verlorenen Jahren des Bürgerkrieges wollte er ihm wieder so gehorchen, wie es einem Römer zukam. Der Gegner brauchte nicht gesucht zu werden, ihn kannte jeder: Das Reich der Parther. Gegen sie Krieg zu führen, war populär. Ein Sieg versprach Beute in nie gekannten Ausmaßen und Rache für die seit zehn Jahren im syrischen Wüstensand bleichenden Knochen der bei Carrhae 53 gefallenen Legionäre.¹⁰ Für einen Feldzug dorthin war Rom bestens gerüstet, da die Provinzen ungeachtet aller Verwüstungen ruhig geblieben waren und viele kampferprobte Legionen nur auf den Befehl warteten, einem entschlossenen Mann bis an die Grenzen der Erde zu folgen.

Der Entschluss zum Angriff stand seit langem fest. Die Verfügungsgewalt über die Mittel eines Weltreiches sollte ungehemmt zur Mehrung der eigenen Ehre eingesetzt werden. Es kam bekanntlich nicht dazu. Einen Tag vor seiner Abreise an die Front trafen den Diktator die Dolche

seiner Mörder. Ihr Motiv brachte Cicero auf den Punkt: «Für Rat (*consilium*) und Autorität (*auctoritas*) war kein Platz mehr», schrieb er. Und Brutus ergänzte, nicht einmal seinem Vater, käme er aus dem Reich der Toten zurück, würde er gestatten, «mit meiner Zustimmung mehr zu gelten als Senat und Gesetze».¹¹ Was wie hohles Pathos klingt, enthielt das Lebenselixier des Adels, ihres ungebrochenen Willens zur Macht. Sie durfte mit niemandem geteilt werden, ebenso wenig wie die dazugehörigen Regeln, die den Wettstreit untereinander erträglich machten. Das eine setzte die lebenslängliche Diktatur, das andere die Kabinettsregierung der caesarischen Kanzleichefs außer Kraft. Da waren weiter die Ämter, Provinzen und Kriege, die Reichtum und Ansehen verschafften. Die Verfügung darüber raubte das Machtmonopol des Alleinherrschers, der nach Gutdünken gab und nahm. Und da war schließlich das Bewusstsein von der Ehre eines Standes, der eine Stadt in Mittelitalien zur Herrin der Welt gemacht hatte. Dessen Häupter wollten nicht Diener werden, sondern Herren bleiben. Diesen Anspruch bedrohte der künftige Monarch, der Gehorsam, nicht Rat oder gar Weisungen verlangte. Gründe genug für einen Mord.

Dem toten Caesar gehörte nicht die Zukunft. Ihm blieben der Nimbus des großen Kriegers und das richtige Urteil über die Folgen seines gewaltsamen Todes, der nichts heilen, sondern alles verschlimmern würde. Niemand sah in ihm den Märtyrer einer besseren Welt, niemand verstand sich als sein Jünger, der seinen Taten und Gedanken über den Tod hinaus Dauer verleihen wollte. Weder seine politische noch seine literarische Hinterlassenschaft enthielt Lehren, wie die Zukunft zu gestalten sei. Tränen vergossen an seinem Grab nur die Soldaten, die ihren Helden betrauernten. Sein Begräbnis endete nicht zufällig in Straßenschlacht und Chaos, und sein Tod löste nicht von ungefähr einen Bürgerkrieg aus, in dem alles zu Asche verbrannte, was ihn und seine Zeitgenossen bewegt hatte. Caesar war der erste Monarch Roms, aber er schuf nicht die Monarchie. Sie dämmerte als künftiges Schicksal Roms erst im Jahr 31 am Tag von Aktium herauf. Für den Mann, der sie schuf, war der Name Caesar nur die Zauberformel, mit der er die Soldaten an sich band.

Caesar hat die Furcht zur Gewissheit gemacht, dass ein zu allem entschlossener General den überkommenen Staat und die Welt in Schutt und Asche legen konnte. Dabei kam es gar nicht darauf an, ob er das wollte oder nicht. Allein das Ausmaß eines weltweit geführten Bruderkrieges veränderte alles und forderte Blutopfer, die Hass und Erbitterung immer neu schürten, bis es nur noch Sieg oder Untergang geben konnte.

Und wer am Ende bei den Siegern war, hatte Anspruch auf Lohn in nie gekannten Dimensionen, die nur ein allmächtiger Diktator gewähren konnte, der seine Macht auf Jahre hinaus festigte. Die Freiheit Sullas, das Nötigste zu ordnen und dann zu gehen, hatte keiner der späteren Generäle mehr, die um ihre und die Macht ihrer Gefolgschaft in den Kampf zogen. Sie waren wie Caesar Gefangene ihrer Siege, und nur lange Jahre geduldiger Restauration konnten ihnen Absolution für das Unglück erteilen, das sie über ihre Zeit gebracht hatten.

2. Die Pläne der Verschwörer

Vergangenheit ohne Zukunft

Im Januar 49 hatte der Senatsadel Caesar vor die Wahl gestellt, als Aufrührer oder als Rentner zu enden. Im Januar 44 stellte ihn Caesar vor die Wahl, entweder Diener oder Mörder zu werden. Die Entscheidungen fielen hier wie dort nach langem Zögern, am Ende aber entschlossen. Denn die Verschwörer gegen das Leben Caesars waren nicht bereit, ihre Interessen monarchischen Ansprüchen zu opfern. Für ihre Sicht auf Caesar fand Cicero das rechte Wort: «Mit seinem eigenen Heer unterdrückte er das römische Volk und seine Bürger, die nicht nur selbst frei waren, sondern über die Völker geboten.»¹² Von ihm wollten selbst die loskommen, die für seine Ehre gefochten hatten. Auch für sie war die Zukunft eines Befehlsempfängers nicht der erhoffte Lohn, wie immer er vergoldet sein mochte. Vor ihrem Bündnis mit den Republikanern gab es kein Entrinnen – nicht zuletzt, weil sich Caesar schon zu tief in seinen Traum von der Größe Alexanders verstrickt hatte, um die Gefahr einer solchen Koalition noch zu erkennen.¹³

So starb er allein gelassen an den Iden des März, einen Tag bevor seine Soldaten um ihren Feldherrn einen undurchdringlichen Kordon gebildet hätten. Seine Mörder hofften in den Stunden nach ihrer Tat auf Beifall. Er aber klang seltsam gedämpft. «Was sie vollbringen konnten», bilanzierte Cicero am 10. April, «haben sie getan – herrlich und ruhmreich.» Und er fügte hellstichtig hinzu: «Für das Weitere bedarf es Geld und Soldaten; daran fehlt es.»¹⁴ Beides galt es nun zu beschaffen. Denn über die kommenden Jahre fiel immer tiefer der drohende Schatten eines eisernen Gesetzes: «Geschehen wird, was die wollen, die die Macht in Händen haben. Und die Macht wird immer bei den Waffen sein.»¹⁵ Brutus und

Cassius fanden sie, ihre Gegner natürlich auch. Und keiner von ihnen dachte daran, sie vor der endgültigen Entscheidung aus der Hand zu legen. Jetzt sollte der Sieger alles haben. Obwohl die Republik an der Leiche Caesars triumphierte, wurde sie mit ihm begraben.

Schon der erste öffentliche Auftritt der Attentäter verhieß nichts Gutes. Anstatt den Toten in den Tiber werfen zu lassen, wie dies allen Feinden des Vaterlandes drohte, zogen sie vom Tatort zum Forum, die blutigen Dolche und die Filzkappe (*pileus*) in den Händen, die die Sklaven am Tag ihrer Freilassung aufsetzten. Die Freiheit, nach der sie unablässig riefen, war ein schönes Wort. Was aber sagte es den kleinen Leuten auf den Straßen Roms? Nichts. Zumal nicht einer unter ihnen war, der sich nicht an die offene Hand Caesars erinnerte; in ihren Augen musste die Welt das Andenken an einen solchen Mann segnen und nicht verfluchen. Also wandten sie sich ab, ballten insgeheim die Faust und warteten auf ihre Führer. So blieben Brutus und seine Freunde allein; gedeckt durch Gladiatoren und Sklaven besetzten sie das leicht zu verteidigende Kapitol. Im Grunde war das Spiel um die Hauptstadt bereits jetzt verloren.

Dass niemand wusste, welcher Schritt als nächstes getan werden musste, war kein Zufall. Vor dem Attentat war nicht strittig, worum es ging. Den meisten genügte die Parole, es müsse ein Ende haben mit der Diktatur und alles Weitere sei die Sorge eines anderen Tages. Die wenigen, die weiter dachten, lähmte die Angst, dass jeder Schritt zu viel, jede beliebige Veränderung des Status quo den Bürgerkrieg heraufbeschwören müsse. Jetzt kam die Undurchsichtigkeit der Verhältnisse zurück, jetzt galt es wieder zu laviere und zu taktieren, Bündnisse zu schließen, Kompromisse auszuhandeln. Just hierfür jedoch hatten Brutus und die Männer um ihn keine Pläne geschmiedet. Sie wollten keine geschlossene Gruppe bleiben, schon gar nicht gemeinsam Politik machen. Vorsorgen dieser Art traf man bei einem Putsch, nicht bei einer Befreiungstat. Nichts sollte die Redlichkeit der eigenen Sache ins Zwielflicht bringen. War erst einmal, so glaubte man, die verletzte Ordnung wiederhergestellt und das Altgewohnte zurückgekehrt, würde sich alles zum Guten wenden, so schwierig die Aufgabe des Aufräumens im Einzelnen auch werden mochte.

Die Attentäter hatten Antonius geschont, obwohl er Konsul und damit Herr der Exekutive war. Mangel an Konsequenz nannten das damals viele, denn die Rechtmäßigkeit des Tyrannenmordes allein beseitige nicht die Tyrannei. Cicero plädierte denn auch noch am Abend des 15. März für den Coup d'État, um die Initiative nicht aus der Hand zu

geben. Als die Verschwörer nichts davon hören wollten, traf seine Kritik die vorherrschende Meinung: «Die Tat wurde mit männlichem Herzen, aber mit kindischem Verstand ausgeführt. Denn wer sah nicht, dass man der Monarchie einen Erben hinterließ?»¹⁶

Dieses Urteil floss leicht aus der Feder, als alles vorbei und entschieden war. Gegen seine vielbeschworene Treffsicherheit spricht, dass Antonius' Verhältnis zu Caesar nicht frei von Spannungen war. Auch er war ein großer Herr, dem das Dienen nicht in den Sinn kam. Auch für ihn und seine aristokratische Weltsicht war die Republik die beste aller möglichen Staatsordnungen. Die monarchischen Großstaaten, die er im Osten kennengelernt hatte, waren alle von der Republik gedemütigt worden – was sollte an ihrer Ordnung also vorbildlich sein? Antonius dachte über den Staat wie Brutus. Die Möglichkeit, dass sie sich verständigten, war durchaus vorhanden. Die Frage war nur: wann und zu welchen Bedingungen?¹⁷

Doch auch Antonius hatte nur den Handlungsspielraum, den ihm die Verhältnisse in der Hauptstadt einräumten. Und diese stellten ihn gegen die Verschwörer. Er war Konsul, in seinen Händen lag das Gesetz des Handelns. Die Richtung wiesen die Veteranen, die zahlreich in der Stadt versammelt waren. Dicht gedrängt und militärisch geordnet unter ihren alten Feldzeichen umlagerten sie die Tempel und warteten auf den letzten Marschbefehl, der sie als Bauern und Rentner in ausgewählte Städte Italiens führen sollte. Jetzt, nach dem gewaltsamen Tod ihres Patrons, hatten sie allen Grund, um ihre künftige Existenz zu bangen.¹⁸

Und da war auch noch Lepidus. Er kommandierte als Einziger reguläre Truppen in der Stadt und heischte Vergeltung. Antonius konnte sich diesem Ruf, der von Stunde zu Stunde lauter wurde, nicht entziehen, wollte er das Heft in der Hand behalten. So stellte er sich an die Spitze der Unruhen und rief weitere Veteranen aus den Kolonien nach Rom, damit sie dort ihre Landlose gegen die Mörder Caesars verteidigten. Sie kamen von Tag zu Tag zahlreicher und verstärkten ihre Kameraden in der Stadt. Diese waren inzwischen nicht untätig geblieben. Bereits in der Nacht zum 17. randalierten sie gemeinsam mit der städtischen Plebs, die ihren spendablen Gönner beweinte. Sie drohten jedem mit Aufruhr, der versuchen sollte, sie um den Lohn ihrer Triumphe und Leiden zu betrügen. Noch einmal traten sie für ihren Feldherrn ein, an dessen magische Kraft sie geglaubt und dem sie so vieles zu verdanken hatten. Sie hatten gute Gründe, den Senat zu fürchten: Wann immer es in den vergangenen Jahrzehnten um die Verteilung von Ländereien ging, hatte er erbitterten

Widerstand geleistet. Erst Caesar hatte seine Macht gebrochen und seinen Veteranen Land gegeben. Nichts davon durfte wieder rückgängig gemacht werden.

Antonius nutzte die Stimmung. Am Abend des 16. entschloss er sich, den Senat für den kommenden Tag einzuberufen: Unter dem Druck der Straße sollte den Verschwörern der Weg zur Macht im Staate verstellt werden. Ihre Position war verzweifelt schlecht, auch wenn in den ersten Rededuellen viele Senatoren ihren republikanischen Eifer kaum zügeln konnten. Antonius hatte die besseren Karten. Kalt erinnerte er daran, dass ein Beschluss, der Caesar zum Tyrannen erkläre, nach den geltenden Gesetzen zur Folge habe, dass seine Leiche geschändet werden müsse und alle seine Verfügungen zu annullieren seien. Dies betreffe nicht nur die Landlose der Veteranen; vielmehr müssten auch alle von Caesar verliehenen Reichtümer, Ämter und Würden – darunter mehrere hundert Senatssitze – für null und nichtig befunden werden. Dies gab den Ausschlag. Caesars Erlasse zu zerreißen, hieß in Italien und den Provinzen das Chaos heraufbeschwören. Die Tumulte vor dem von Soldaten umstellten Tempel ließen zudem keinen Zweifel, dass viele die moralische und rechtliche Vernichtung Caesars als Signal zum Bürgerkrieg hören würden. Jetzt stellte sich nach den Legionären auch das Werk Caesars schützend vor den Toten.

Der Senat beugte sich. Alle Verfügungen (*acta*) Caesars, darunter seine noch unveröffentlichten und seine im Voraus für einige Jahre getroffenen Ernennungen von Beamten und Statthaltern, wurden für rechtsgültig erklärt. Antonius hatte sein erstes Ziel erreicht, alles Weitere war nur noch Routine. Am folgenden Tag garantierten Senatsbeschlüsse den Altgedienten die bereits zugeteilten Landlose und ihre noch offenen Ansprüche.¹⁹ Das Testament Caesars wurde anerkannt und ein Staatsbegräbnis für den 20. März beschlossen. Der kluge Bankier Atticus warnte: Alles sei verloren, wenn Caesar feierlich zu Grabe getragen werde. Er sollte Recht behalten.²⁰

Die Trauerfeierlichkeiten gerieten schnell außer Kontrolle. Auf dem Forum türmte das Volk seinen eigenen Scheiterhaufen, und unter den Schreien einer außer Rand und Band geratenen Menge verbrannte der Eroberer Galliens, der fluchbeladene Sieger des Bürgerkrieges, der Abgott seiner Soldaten und der begnadete Krieger. Viele stürzten sich auf die Häuser der Mörder und verwüsteten, was ihnen in die Hände fiel. Der Rachekrieg hatte begonnen. Der Schatten des Toten begann zu leben und forderte Genugtuung. Sie sollte ihm überreich zuteil werden. Viele

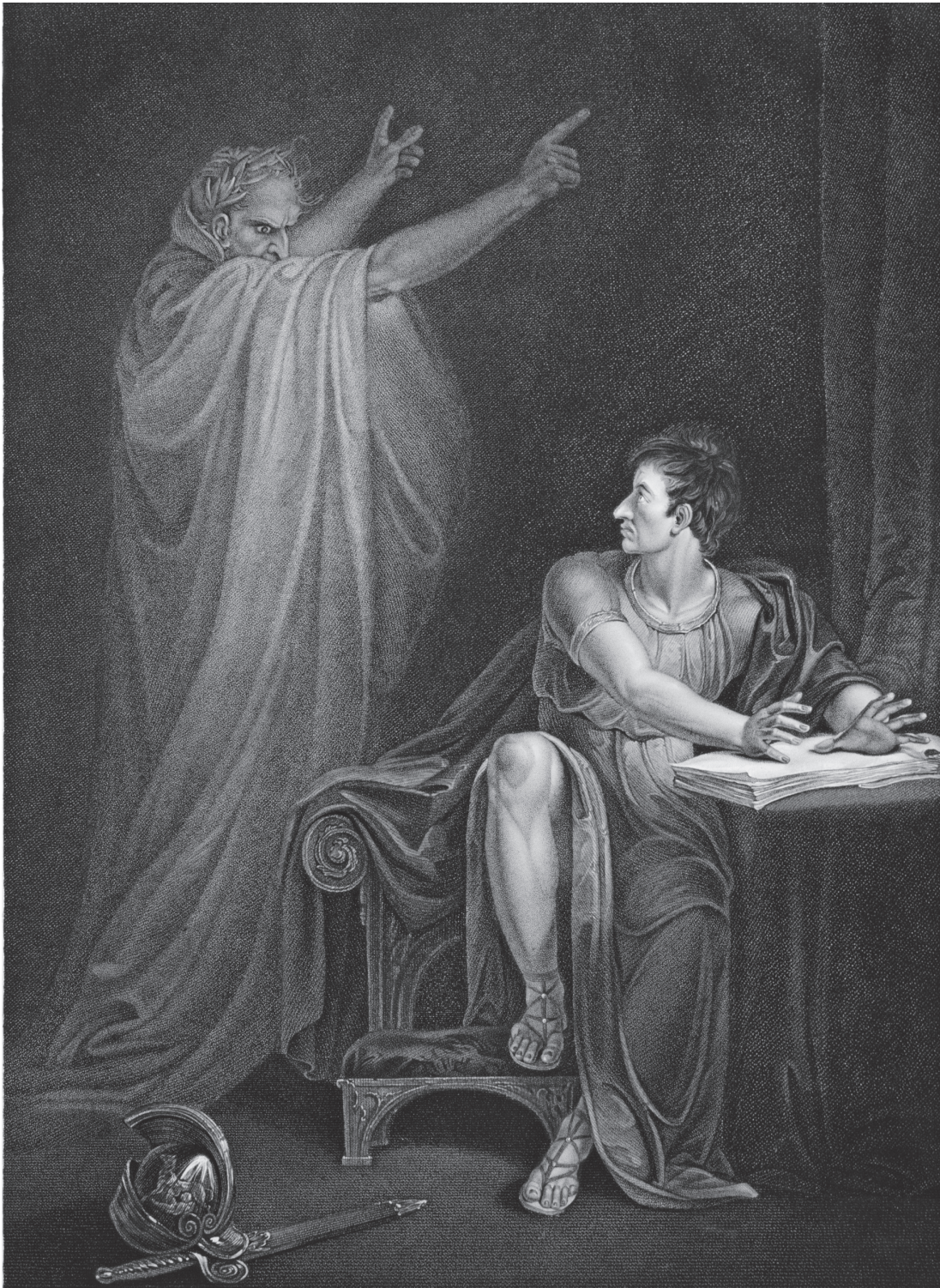


Abb. 2 Caesar blieb auch in den Jahren nach seinem Tod das Schicksal Roms. Brutus, dem Drahtzieher der Verschwörung gegen ihn, erschien er vor der Entscheidungsschlacht bei Philippi, um ihm den Tag der Rache anzukündigen. Der englische Maler Richard Westall (1765 bis 1836) illustrierte Shakespeare und malte 1802, was dieser von Plutarch übernommen hatte: *Brutus and the Ghost of Caesar*.

Verschwörer fielen auf den Schlachtfeldern des neuen Bürgerkrieges; andere wurden gehetzt und auf der Flucht erschlagen oder in den Selbstmord getrieben. Die letzten, die im Dienst des Antonius überlebt hatten, D. Turullius und Cassius aus Parma, übergab Octavian nach dem Sieg in Ägypten dem Henker.

Die Eroberung der Ostprovinzen

Brutus und seine Komplizen haben nicht zum Dolch gegriffen, um ein moralisches Zeichen in einer ohnehin verlorenen Republik zu setzen. Das Gegenteil trifft zu. Auch sie wollten gewinnen, und am Ende fehlte nicht viel und über das künftige Schicksal Roms hätte nicht der Konflikt zwischen Octavian und Antonius, sondern der zwischen Brutus und Cassius entschieden. Auch sie kämpften mit wilder Entschlossenheit, auch sie warfen die alten Spielregeln der Politik beiseite, auch sie trugen die Kriegsfackeln in viele Provinzen des Reiches, auch sie waren wie ihre Gegner getrieben von dem Ziel, die Herren Roms und seines Imperiums zu werden – selbst um den Preis, die Welt an den Abgrund zu führen. Erst als die Niederlage ihnen alles nahm, was ihnen an Macht und Ehre einst wichtig war, gaben spätere Generationen ihren Taten eine zeitlose Würde, schufen ihnen das Anrecht auf dauernden Nachruhm. Vor ihm wogen Sieg oder Niederlage nichts, denn die Erinnerung maß allein nach moralischen Kriterien.²¹

Um Moral aber ging es nicht, als die Häupter der Verschwörung im August 44 Italien verließen. Vielmehr hofften sie, jenseits der Adria die Mittel zu finden, um den Kampf um Rom erfolgreich fortführen zu können.²² So hatte es im Frühjahr 49 auch Pompeius getan, und gescheitert war er nur an seinem Ehrgeiz, Caesar in der einen, großen Schlacht bezwingen zu wollen.²³ Jetzt, im Sommer 44, sah die Lage noch weit besser aus als vor fünf Jahren. Decimus Brutus, einst treuer General Caesars, dann aber ein tatkräftiges Mitglied des Komplotts, regierte unangefochten die oberitalische Provinz (*Gallia Cisalpina*). In Gallien (*Gallia Comata*) kommandierte Lucius Munatius Plancus, auch er ein alter Caesarianer, aber mit spürbaren Sympathien für die Republik. In Spanien hatte Sextus Pompeius, von Caesar im April 45 bei Munda noch besiegt, den Krieg wieder aufgenommen und band mehr und mehr Kräfte. In Rom selbst war die Lage unübersichtlich geworden. Antonius, der es in den Wochen nach Caesars Tod sichtlich genossen hatte, alleiniger Herr der politischen Initiative zu sein, starrte Anfang Mai fassungs-

los auf einen jungen Mann, der, noch nicht neunzehn Jahre alt, in Rom auftauchte und die Erbschaft Caesars beanspruchte. Und schließlich erwachte auch der Senat aus seiner Erstarrung und warf Anfang September Antonius den Fehdehandschuh hin. Angetrieben wurde er von Cicero, der noch einmal hoffte, die Rolle des Retters des Vaterlandes wie einst gegen Catilina spielen zu können. Es sollte die Rolle seines Leben werden.

Nein, Cassius und Brutus hatten keinen Grund zur Resignation. In Italien hatten sie die Initiative zum Handeln verloren. In den Ostprovinzen konnten sie sie zurückgewinnen, falls sie dort Geld und Waffen fanden. Das allerdings konnte nur gelingen, wenn sie die Ideale der Republik gegen die Skrupellosigkeit von Aufrührern eintauschten. Es fiel ihnen nicht schwer. Denn jetzt galten die Gesetze des Krieges, und vor ihrem Richterstuhl zählte nicht das Recht, sondern der Erfolg.

Beide hatten Italien mit dem Auftrag verlassen, Kreta und Kyrene zu verwalten.²⁴ Antonius, der Betreiber ihrer Entsendung ins politische Niemandsland, atmete auf. Zwei Querulanten, die zudem als Prätores staatliche Macht verkörperten und mit ihren Edikten auch ausübten, traten von der politischen Bühne ab, und es war nicht zu befürchten, dass sie jemals dorthin zurückkehren würden. Er sollte sich täuschen. Denn Cassius und Brutus verschwendeten keinen Gedanken an ihre bedeutungslosen Amtssprengel. Statt dort verpassten Gelegenheiten nachzutruern, bemächtigten sie sich binnen Jahresfrist des ganzen Ostens, veränderten durch ihre Erfolge die politischen Konstellationen im Westen von Grund auf und forderten ihre Gegner zum Kampf auf Leben und Tod.

Dies kam so. Cassius hatte 53 als Proquästor am Feldzug des Crassus gegen die Parther teilgenommen und sich mit den Resten der geschlagenen Armee nach Syrien durchgeschlagen. Dort war er geblieben, hatte die Verteidigung der Provinz organisiert und im September 51 einen Angriff parthischer Reitertruppen abgewehrt; am 5. Dezember berichtete er dem Senat, der Partherkrieg sei erfolgreich beendet.²⁵ Das war, wie die folgenden Jahre zeigten, übertrieben, aber es änderte nichts an seinem Ruhm, als unerschrockener Soldat in schwierigen Zeiten seinen Mann gestanden zu haben. Dies tat er auch als Patron unzähliger Klienten, denen er nach seinem Abschied von der Truppe verbunden blieb. Bei ihnen war er willkommen, auch wenn ihn kein Rechtstitel ermächtigte, Syrien überhaupt zu betreten. Fraglich war nur, ob er es schaffen konnte, die Provinz auf seine Seite zu bringen, bevor Dolabella, der vom Senat

bestellte Prokonsul, eintraf. Cassius gelang das Husarenstück mit Hilfe des Gaius Trebonius, auch er einer der Verschwörer gegen Caesar und jetzt als Statthalter der Provinz Asia willens und fähig, den aus Italien vertriebenen Gefährten mit Geld und Hilfstruppen zu unterstützen.

Entschieden war damit noch nichts. Aber Cassius kam entgegen, dass Syrien unter den Nachwehen des Bürgerkrieges litt und zum Spielball von Hasardeuren geworden war. Einer von ihnen war Caecilius Bassus, ein aus dem Nichts aufgetauchter Offizier mit bemerkenswerten diplomatischen und militärischen Fähigkeiten. Haudegen dieses Schlages erschienen in den Wirren des Bürgerkrieges wie die Reiter des Apokalypse, fielen aber, so plötzlich wie sie gekommen waren, zurück ins Dunkel. Bassus war es nach Pharsalos im Herbst 48 gelungen, versprengte Einheiten des pompeianischen Heeres unter sein Kommando zu bringen und seinen Einfluss über weite Teile Syriens auszudehnen. Caesar, gefesselt an die afrikanischen und spanischen Kriegsschauplätze, bekam erst Anfang 44 die Hände frei, um diesem Treiben ein Ende zu machen. Insgesamt sechs Legionen wurden mobilisiert, die Bassus im syrischen Apameia am Orontes stellten.

Caesar war seit Monaten tot, als sich der Belagerungsring schloss. So konnte Cassius die Offiziere und ihre Soldaten bewegen, ihn als Oberbefehlshaber anzuerkennen. Als sie es taten, liefen auch die Truppen des Bassus über, so dass Cassius, als vier ägyptische Legionen ins südliche Syrien einfielen, ihnen mit sieben entgegenziehen konnte. Anfang März 43 war alles entschieden. Auch die Brigaden aus Ägypten wechselten die Front und schlossen sich Cassius an. «Alle Armeen, die in Syrien standen, habe ich in meiner Hand», schrieb der stolze Sieger Anfang Mai nach Rom.²⁶ Damit war auch das Schicksal Dolabellas, vom Senat inzwischen wegen Hochverrats zum Staatsfeind erklärt, besiegelt. Zehn Legionen des Cassius nagelten ihn in der Hafenstadt Laodikeia am Orontes fest, zwangen ihn zur Kapitulation und trieben ihn in den Tod. Er war gerade einmal 26 Jahre alt, Spross einer alten, aber verarmten Patrizierfamilie. Sein von ihm wenig begeisterter Schwiegervater Cicero nannte ihn lasterhaft und grausam, aber wild entschlossen, seinem heruntergekommenen Adel im Dienste Caesars neuen Glanz zu verschaffen. Auch Dolabella war wie Bassus ein Kind des Bürgerkrieges, auch er starb nach dem eisernen Gesetz, dass Mut allein nicht zu den Sternen führt.

Doch blicken wir ein halbes Jahr zurück. Brutus, der zunächst in Athen römischen Studenten Vorlesungen über die Republik gehalten hatte, stiftete im Dezember den Statthalter Makedoniens an, die Region

und die dort stationierte Legion nach Ablauf seiner Amtszeit nicht dem vom Senat bestimmten Nachfolger, sondern ihm zu übergeben. Der Coup gelang ebenso wie weitere Truppenanwerbungen, unter ihnen zwei starke Reiterverbände des Dolabella. Überhört man einmal den missionarischen Ruf nach der Freiheit der Republik, trägt der Erfolg des Brutus einen simplen Namen: Geld. In diesem Fall waren es die Tributzahlungen der Provinzen Asia und Syria. Sie lieferten die nach Rom zurückkehrenden Quästoren dem Brutus aus, der das Geld umgehend in die Taschen seiner Soldaten stopfte. Die Quellen sprechen von der ungeheuren Summe von 16 000 Talenten, die mehrere Schiffe gefüllt hätten.

Das reichte auch noch für die Bestechung von drei Legionen, die in Illyrien dem Prokonsul Vatinius davonliefen und auch von dem aus Rom gekommenen neuen Statthalter nichts wissen wollten – beide hatten ihnen nichts zu bieten. In wenigen Monaten hatte sich Brutus, der lange Wochen in athenischen Hörsälen vertan hatte und sich erst im Dezember entschlossen in den Kampf stürzte, zum Herrn der Balkanprovinzen gemacht. «Ich werde», schrieb er im Juni 43 an Atticus, «Krieg führen gegen außerordentliche Imperien, Gewaltherrschaft und jede Macht, die sich über die Gesetze hinwegsetzen will.»²⁷ Auf die Goldwaage gelegt, machte ihn dieser Satz zum Ankläger gegen sich selbst. In der rauen Wirklichkeit des Überlebenskampfes verdeckte er mühsam die Gier nach der Macht, die hinter der Maske der Ehrbarkeit lauerte.

In wenigen Monaten hatte sich der Osten des Imperiums den führenden Köpfen der Verschwörer ergeben und ihnen Truppen und schier unerschöpfliche Hilfsmittel zur Verfügung gestellt. Zur gleichen Zeit tobte im Westen der Krieg mit ungewissem Ausgang, und der Senat tagte unter der Stabführung Ciceros wie in alten Zeiten. Ein Jahr nach Caesars Tod schien es, als ob seine Mörder ihr Ziel doch noch erreichen könnten; Cicero sprach Anfang Juli 43 schon von Nachrichten, die Cassius und seine Armee auf dem Weg nach Italien wähten.²⁸

Dieser von niemandem vorhergesehene Umsturz im Osten veränderte in den Lagern der Caesarianer alles. Die Furcht, in Italien gesiegt zu haben, um am Ende mit leeren Händen dazustehen, machte sie nicht zu Freunden, warf aber eine gemeinsame Frage auf: War einer von ihnen allein stark genug, den zwanzig Legionen des Brutus und Cassius zu widerstehen, wenn sie tatsächlich in den süditalischen Häfen landeten? Die Antwort fand der Mann, den in den Wochen nach Caesars Tod niemand auf der Rechnung hatte: Gaius Octavius.

3. Die Verkündigung der Götter:
«Heute wurde der Herr der Welt geboren»

«*Knabe, der du alles nur deinem Namen verdankst*»

Brundisium, die alte Hafenstadt am Endpunkt der Via Appia, die von Rom an die adriatische Südküste führte, war im Frühjahr des Jahres 44 kein Ort, um Besucher anzulocken. Wie so häufig in ihrer Geschichte drängten sich in ihren Gassen Soldaten, die auf Schiffe warteten, um mit Glück und gutem Wind in die illyrischen Häfen zu gelangen. Der Aufmarsch für den großen Krieg Caesars gegen das Partherreich hatte sie hergeführt; er sollte dem Diktator fern von Rom die Lorbeeren Alexanders verleihen und ihn von der schier übermächtigen Pflicht zur Reform des zerrütteten Gemeinwesens entbinden.

Die Kunde vom Gelingen des Anschlags gegen ihn trugen Boten in wenigen Tagen nach Brundisium und versetzte die dort biwakierenden Truppen in Aufruhr: Was sollte nun aus dem Krieg werden, der erhofften riesigen Beute, den versprochenen Belohnungen, den Landschenkungen am Ende des Krieges? An wen sich aber wenden? Die weiteren Nachrichten aus Rom verhiessen nichts Gutes: An dem Komplott gegen Caesar waren viele seiner alten Waffengefährten beteiligt gewesen, der Senat hatte eine Amnestie für die Mörder beschlossen, Unruhen erschütterten die Hauptstadt, die Caesarianer Antonius und Lepidus blieben scheinbar untätig in Rom, und auch die bereits nach Illyrien verschifften und in Makedonien in Lagern zusammengezogenen Kameraden und ihre Offiziere sahen keinen Ausweg.

Da traf eine neue Nachricht ein, die wie ein Geschenk der Götter gefeiert wurde: Im südlich gelegenen stillen Landstädtchen Lupiae (dem heutigen Lecce) sei ein gewisser Octavius mit wenigen Freunden aus Apollonia angekommen; er sei der Großneffe Caesars und dessen Erbe. Die Ratlosigkeit der Soldaten schlug in Begeisterung um. Viele machten sich auf den Weg, um den Ankömmling zu begrüßen und ihm Hilfe bei einem Unternehmen anzubieten, an dessen Notwendigkeit niemand zweifelte: Rache für ihren getöteten Feldherrn. So übertrugen sie die Caesar gelobte Treue auf einen Mann, der sein neunzehntes Lebensjahr erst halb vollendet hatte, militärisch ein Lehrling war und sich mit ebenfalls unerfahrenen jungen Männern umgeben hatte, deren Namen in den ersten Häusern Roms unbekannt waren. Und dennoch – Bedenken

mochte niemand hören – mit diesem Mann wollte man nach Rom marschieren.

Wenige wussten Genaueres. Dieser Octavius war am 23. September 63 in Rom im Sternzeichen des Steinbocks geboren worden. Er wuchs teils in der Hauptstadt, teils auf den Landgütern seiner Verwandten, teils in der alten Volskerstadt Velitrae am Südhang der Albanerberge auf. Seine Familie war dort seit langem ansässig und durch nicht sonderlich ehrenhafte, aber einträgliche Bankgeschäfte zu Vermögen und Ansehen gekommen. Der Vater hatte als Erster den Ausbruch aus der Enge der Kleinstadt gewagt und in Rom die Ämterlaufbahn eingeschlagen, wo er es bis zur Prätur und zur Statthalterschaft über Makedonien gebracht hatte; er starb im Jahre 58, als sein Sohn eben fünf Jahre alt geworden war. Die Mutter Atia war die Tochter des Atius Balbus, eines Senators aus dem benachbarten Aricia, und der Julia, der Schwester des Julius Caesar; Atia hatte sofort nach dem Tod ihres Mannes wieder geheiratet. Sie sorgte für eine strenge Erziehung und verbot dem Heranwachsenden allzu häufige Besuche der verderbten Hauptstadt. Ein einziges Mal, als Zwölfjähriger, durfte er dort öffentlich auftreten, um beim Begräbnis seiner Großmutter Julia die Gedenkrede zu halten. Sein beschauliches Leben endete, als Caesar nach dem Sieg über Pompeius den Sechzehnjährigen durch Ehrungen und Ämter zu fördern begann und kein Hehl daraus machte, dass dieser ferne Verwandte seinem Herzen nahestand. Octavius sollte ihn auch auf seinem Feldzug in den Orient begleiten und dort die Taten vollbringen, die ihn zum Nachfolger des alt gewordenen Diktators legitimierten.

Nichts davon konnte nun wahr werden. Geblieben war aber noch das Testament, und es wartete auf Anerkennung. So kam in der lärmenden Aufregung von Brundisium die Stunde der Entscheidung für einen Mann, der auf der politischen Bühne noch keinen Schritt allein getan hatte. Dieser hier entschied über sein ganzes Leben, und war er getan, so gab es kein Zurück mehr. Die Mutter und der Stiefvater rieten dringend, ein Erbe auszuschlagen, das Leib und Leben bedrohte. Durchdacht war ihr liebevoller Rat nicht. Caesar hatte ihren Sohn sichtbar ausgezeichnet und damit stigmatisiert; wer hätte ihn schonen wollen, nur weil er verzichtete? In Apollonia hatte Octavius die Gesandten der in Makedonien stationierten Legionen, die von Hilfe und einem Marsch auf Rom sprachen, noch hingehalten. Jetzt, auf italischem Boden, gab es kein Zögern mehr. Hier erklärte er sich unter dem begeisterten Gebrüll der Soldaten bereit, das Erbe des toten Diktators anzunehmen. Bald schüttelte er den

alten Namen wie ein lästiges Insekt ab, nannte sich fürderhin Julius Caesar und vermied selbst den Zusatz *Octavianus*, der allein noch auf seine Herkunft hätte hinweisen können. «Jetzt gehe ich», schrieb er an Atia und zitierte, was Achill seiner Mutter Thetis sagte, als er Hektor zum Duell forderte:

«Jetzt gehe ich, den Mörder des liebsten Hauptes zu treffen,
Hektor, und dann empfangen ich selber mein Los, wenn es immer
Zeus zu vollenden beschließt und die anderen unsterblichen Götter.»²⁹

Begleitet von einigen Getreuen machte er sich Anfang April auf den Weg nach Neapel, um sich dort gründlich darauf vorzubereiten, in Rom sein Erbe anzutreten. «Ich möchte doch wissen», schrieb Cicero, der zur selben Zeit nach Unteritalien reiste, «was bedeutet die Ankunft des Octavius?» Jahrzehnte später beantwortete Sueton die Frage: «Seit dieser Zeit», schrieb er, als er die historische Tragweite des Vorgangs würdigte, «stand Augustus an der Spitze großer Heere, zuerst mit Marcus Antonius und Marcus Lepidus, dann zwölf Jahre lang nur noch mit Antonius. Zuletzt war er 44 Jahre lang allein Beherrscher des Staates.»³⁰ Um das zu werden, musste er lernen, vor keiner Gemeinheit zurückzuschrecken und Mord, Totschlag und Betrug zu seinen Brüdern zu machen. Noch dazu brauchte er das Glück, das Caesar erst an den Iden des März verlassen hatte.

Das Testament verschaffte dem Erben Geld, Waffen und Männer. Antonius verfluchte später den Knaben, der alles dem Namen «Caesar» verdankte, von dessen magischer Kraft auch er überzeugt war.³¹ Anfangs folgten Octavian nur wenige, auf deren Erfahrung Verlass war. Die meisten kamen aus dem Ritterstand, und gewiss nicht alle hatten ehrenwerte Motive. So mancher wäre in ruhigen Zeiten zu den Feinden der Gesellschaft gezählt worden: Schuldner, Bankrotteure, Söhne ehrenwerter Eltern, deren Vermögen verjubelt worden war, Veteranen, die ihre Landlose verspielt hatten, und Hasardeure, die auf jeden Umsturz setzten, gleich, wer ihn betrieb. Aber es gab andere, und ihre Loyalität und Hilfe waren entscheidend. Zu ihnen zählten Oppius und Cornelius Balbus, verschwiegene und unauffällige Männer, die schon Caesar unschätzbare Dienste erwiesen hatten. Nach Cicero waren sie während der Abwesenheit des Diktators die eigentlichen Regenten gewesen, und Tacitus schrieb beiden die Befugnis zu, «nach freiem Ermessen über Frieden und Krieg zu entscheiden».³² Ihre auf Wissen und Einfluss gegründete Macht hielt die Gefolgschaft des neuen Caesar zusammen, erschloss neue Geld-



Abb. 3 Octavian wuchs im volskischen Velitrae (Velletri) auf, gelegen an den Abhängen des Artemisio 30 km südöstlich von Rom. Die Stadt war klein und wurde von einem konservativen Munizipaladel geführt. Der Vater hatte Rom treu gedient und sich durch Heirat mit dem hochadligen Haus der Julier verbunden: Seine Frau Atia war die Tochter eines Bürgers aus Velitrae und Julias, der Schwester des Caesar. Sie machte ihren Sohn, der oft an den Hängen der Albaner Berge gespielt haben mag, zum Erben des Diktators.

quellen und öffnete viele Türen der Vornehmen, an die der junge Abenteurer vergebens geklopft hätte.

Und es kamen die Truppenführer, allen voran Salvidienus Rufus und Vipsanius Agrippa. Beide kamen aus dem Nichts, beide waren Jugendfreunde und hatten Octavius ins Winterlager nach Apollonia begleitet, beide lehrten in den kommenden Jahren die Gegner des vermeintlich unreifen Knaben das Fürchten. Nur mit ihnen konnte die Aufstellung einer Armee gewagt werden, ohne die am Ende jedes noch so geschickte politische Taktieren doch nur leeres Stroh gedroschen hätte. Denn allein Soldaten sicherten das Überleben in einem Staate, in dem Ciceros Prophetie bittere Wirklichkeit geworden war: «Die Macht wird immer bei den Waffen sein.»

Kampf ums Überleben:

Die politischen Fronten in der Hauptstadt

Octavian hatte keine Eile, nach Rom zu kommen. Er und seine Berater zweifelten nicht, dass dort der amtierende Konsul Antonius alles daransetzen würde, dem aus dem Nichts aufgetauchten Störenfried die Flügel für immer zu stutzen.³³ Also galt es, erst Bundesgenossen zu finden, bevor man das politische Minenfeld der Metropole betrat. Hitzköpfe, die den Aufruhr predigen und die Veteranen Kampaniens mobilisieren wollten, vertrösteten die Besonnenen auf spätere Zeiten.³⁴ Sie setzten auf das Volk von Rom, gewiss ein schwer kontrollierbarer Verbündeter, aber immer noch Herr des Gesetzes und immer noch in Trauer um seinen kapitalen Gönner Caesar. Um es zu gewinnen, musste Bargeld aufgetrieben und der Teil des caesarischen Testaments erfüllt werden, der das größte Problem aufwarf: Die Auszahlung von Legaten an etwa 300 000 Bürger der Hauptstadt. Jedem von ihnen hatte Caesar die beispiellose Summe von 300 Sesterzen versprochen – mit ihr hätten sich hunderttausend Legionäre ein Jahr besolden lassen. Das Barvermögen Caesars war längst in Antonius' Schatullen geflossen, und dieser zeigte keine Neigung, es mit dem Knaben aus Velitrae auch nur zu teilen. So halfen die Familie, Freunde und Finanzmagnaten, die einen hohen Einsatz nicht scheuten. Und es half – wie später so oft – das Glück, als es dem jungen Caesar die Kriegskasse des alten in die Hände spielte und als Zugabe den Jahrestribut der Provinz Asia, den in Brundisium Dockarbeiter aus den Schiffen geholt hatten, als die Nachricht von Caesars Tod eintraf.³⁵

In der Hauptstadt, dies war bei jedem Schritt zu bedenken, hielt Antonius die Fäden in der Hand. Als Konsul lag die politische Initiative bei ihm, und als erfolgreicher Krieger besaß er das Vertrauen vieler Caesarianer. In den Tagen nach Caesars Tod hatte er geschickt taktiert, die Diktatur per Senatsbeschluss für immer ächten lassen und das Vermögen des Toten genutzt, die eigenen und die Schulden guter Freunde zu tilgen. Die nachgelassenen Papiere Caesars, ergänzt von fleißigen Fälscherhänden, öffneten Gefängnistore, holten Verbannte in die Heimat zurück und verschafften bewährten Anhängern Senatorensitze und Ämter. Der einzige ebenbürtige Konkurrent war Marcus Aemilius Lepidus, Vertrauter Caesars, Statthalter von Südgallien (*Narbonensis*) und dem diesseitigen Spanien. Er erhielt den vakanten Posten des Oberpriesters (*Pontifex maximus*) und sein Sohn die Hand der Tochter des Antonius – damit zufrieden, kehrte er Rom den Rücken und ging in seine Provinzen. Antonius, nun der Einzige, der dank seiner Leibwache über bewaffnete Einheiten in der Stadt verfügte, konnte sich einer wachsenden Schar von Trabanten, der Mehrheit des Senates und der Sympathie des Volkes sicher sein. Zudem hatte er gute Gründe, als der einzig legitime Erbe Caesars aufzutreten und dementsprechend zu handeln.

Was in den verbleibenden Monaten seines Konsulats zu tun war, lehrten ihn die Umstände und sein großes Vorbild: Die Häupter der Attentäter mussten entmachtet, die Anordnungen Caesars gesetzlich abgesichert, die Veteranen versorgt und die eigene Macht auf Jahre hinaus gesichert werden. Das erste Ziel war erreicht, als der Senat Brutus und Cassius die Amtssprengel Kreta und Kyrene zuwies und sie damit auf vornehme Weise ins Exil schickte. Das zweite Ziel sicherte am 2. Juni ein Bestätigungsgesetz der Erlasse Caesars.³⁶ Das dritte erreichte ein Ackergesetz, das am 10. Juni das gesamte Staatsland in Italien den Veteranen und Bürgern Roms zusagte – ein leeres Versprechen, wie sich schon im Januar 43 zeigte, als der Senat das Gesetz für ungültig erklärte. Das vierte sicherte im Juni ein Plebiszit, das dem Konsul für fünf Jahre die Provinzen Gallia Cisalpina und Transalpina, also Norditalien und ganz Gallien mit Ausnahme der *Narbonensis*, übertrug. Die in Makedonien stationierten Legionen, kampferprobt und von Caesar für den Partherkrieg ausgewählt, sollten nach Gallien überführt und Antonius unterstellt werden.

Wie einst sein Lehrmeister verfügte Antonius nun für die kommenden Jahre über Legionen, folgsame Getreue und die wichtigsten Provinzen des Westens. Damit war er der mächtigste Mann des Imperiums, auch wenn seine Provinzwahl den Verzicht auf den Partherkrieg einschloss.

So fiel der große Krieg des Julius Caesar dem überglücklichen Konsul Dolabella in den Schoß, als ihm das Volk Syrien für fünf Jahre übertrug. Viel zu erwarten, da war sich Antonius sicher, war von dem notorisch verschuldeten Patrizier ohne nennenswerte militärische Fähigkeiten nicht, schon gar nicht ein Sieg, der den eigenen Ruhm in den Schatten hätte stellen können – die Ahnung sollte schneller und anders als gedacht zur Gewissheit werden (S. 28).

Antonius wähnte sich am Ziel. Wenige Monate später jedoch war er weiter davon entfernt denn je und kämpfte mit dem Rücken zur Wand. Zwei Ereignisse hatten das so sorgfältig geknüpft Netz zerrissen: Die Ankunft Octavians in Rom am 6. Mai, die das Lager der Caesarianer spaltete, und die Entscheidung des greisen Cicero am 2. September, den Konsul herauszufordern und den Kampf um die Republik noch einmal aufzunehmen.

Octavian betrat die Hauptstadt, wie sich dies für einen politischen Niemand ziemte: auf leisen Sohlen. Jede übereilte Aktion konnte angesichts der übermächtigen Stellung des Antonius schon die letzte sein. So wandte er sich zunächst an den zuständigen Prätor, erklärte dort in Anwesenheit der vorgeschriebenen Zeugen die Annahme des Testaments seines Großonkels und stellte sich in einer formlosen Versammlung (*contio*) dem Volk als der Sohn Caesars vor. Dann begann er mit der Auszahlung der Legate an die Bürger und bereitete die Spiele vor, die noch zu Lebzeiten Caesars zu Ehren der Venus, der Stammutter des julischen Geschlechts, gelobt worden waren. Das eigens dafür eingesetzte Priesterkollegium allerdings scheute die Herausforderung der republikanischen Partei. Es legte die Hände in den Schoß und machte Octavian den Weg frei, ganz nach Belieben den Glanz seines Geschlechts und die Größe seines Vaters zu inszenieren.³⁷

Damit begann ein Spiel mit hohem Einsatz. Niemand im Lager Octavians durfte damit rechnen, dass Antonius diesem Treiben tatenlos zusehen würde. Denn jetzt ging es ganz offen auch um das politische Erbe Caesars, und wer heute die Gunst der Straße gewann, konnte morgen die gesetzgebende Volksversammlung auf seiner Seite haben. Antonius, zu seiner Verblüffung in die Defensive gedrängt, machte Fehler. Er lehnte nicht nur die Herausgabe des caesarischen Vermögens rundheraus ab, sondern überzog den Erben mit Eigentumsprozessen, um die Auszahlung der Gelder an die Bürger zu erschweren. Bei der ersten Begegnung Ende Mai trat er ganz als der große Herr auf und verwies seinen Besucher auf die Bank der Wartenden. Schließlich verhinderte er, als Ende

Juli die Spiele zu Ehren Caesars begannen, die Präsentation des goldenen Sessels des Diktators und die Vorführung seines Lorbeerkranzes, den zu tragen ihm der Senat gewährt hatte.

Octavian wehrte sich. Der Konsul, so tönten seine Getreuen, missachte das Andenken an den großen Wohltäter des Volkes und verrate die Pflicht zur Rache, die nun allein auf den Schultern des Sohnes liege. Dies löste lärmende Empörung bei allen aus, die in einer Mischung aus Habgier und sentimentaler Erinnerung den Namen Caesar wie ein Gebet vortrugen. Eine weit in die Zukunft weisende weitere Entscheidung Octavians sprach ihnen aus dem Herzen: im Schatten des gottähnlichen Vaters suchte er selbst die Nähe der Götter. Schon bei seiner Ankunft in Rom, so erzählten seine Anhänger, habe eine große Menschenmenge über seinem Haupt den Strahlenkranz der Sonne in den Farben des Regenbogens gesehen, und in das Grabmal der Julia, der Tochter Caesars, sei der Blitz Jupiters eingeschlagen.³⁸ Jetzt, bei den Spielen zu Ehren der Venus, habe sieben Tage lang unterhalb des Großen Bären ein Komet am Himmel gestanden, in dem die Gläubigen die zu den Göttern aufgestiegene Seele Caesars erkannten.³⁹

Octavian nahm die Botschaft auf und befahl, die Statue des Vaters auf dem neu errichteten Forum mit einem Stern zu schmücken. Die sakrale Weihe, die Caesar nun für alle sichtbar umgab, hüllte auch den Sohn ein. Von diesem Tag an sah er sich von den Göttern beschützt und zu Großem berufen, denn nur seinetwegen sei der Stern des vergöttlichten Caesar erschienen und habe der Welt die wachsende Größe des Sohnes prophezeit. Der Vorgang habe, so interpretierte später Plinius, der ganzen Erde Rettung und Segen verheißen – Octavian hätte gewiss zugestimmt. Denn jetzt war das Fundament einer unerschütterlichen Siegesgewissheit gegossen: «Man glaubt», schrieb Cicero am 20. Oktober, «um der Anerkennung und des Ruhmes willen sei er zu allem fähig.»⁴⁰ Sehr bald sollte sich zeigen, wozu das führte.

Der Konflikt der Erben verstörte die Soldaten und Veteranen. Sie wollten nicht hinnehmen, dass ihre streitbaren Anführer alles aufs Spiel setzten, wofür sie ihr Leben eingesetzt hatten. So erzwangen sie die Versöhnung, feierlich auf dem Kapitol vor Jupiter vollzogen. Sie schloss die Front gegen die Republikaner und vertrieb die Caesarmörder aus Rom. Das Grundproblem der Caesarianer jedoch, ein Erbe und zwei Anwärter, blieb in der Welt. So war es nur eine Frage von Wochen, bis die Zwietracht neu aufflammte und die Kontrahenten zum ersten Mal nach der Waffe tasteten.⁴¹

II. DER KRIEG DER ERBEN

«Zwei Dinge gibt es, welche Herrschaft begründen, bewahren und mehren: Soldaten und Geld, und beide sind unzertrennlich. Fehlt eines von beiden, löst sich auch das andere auf.» Caesar

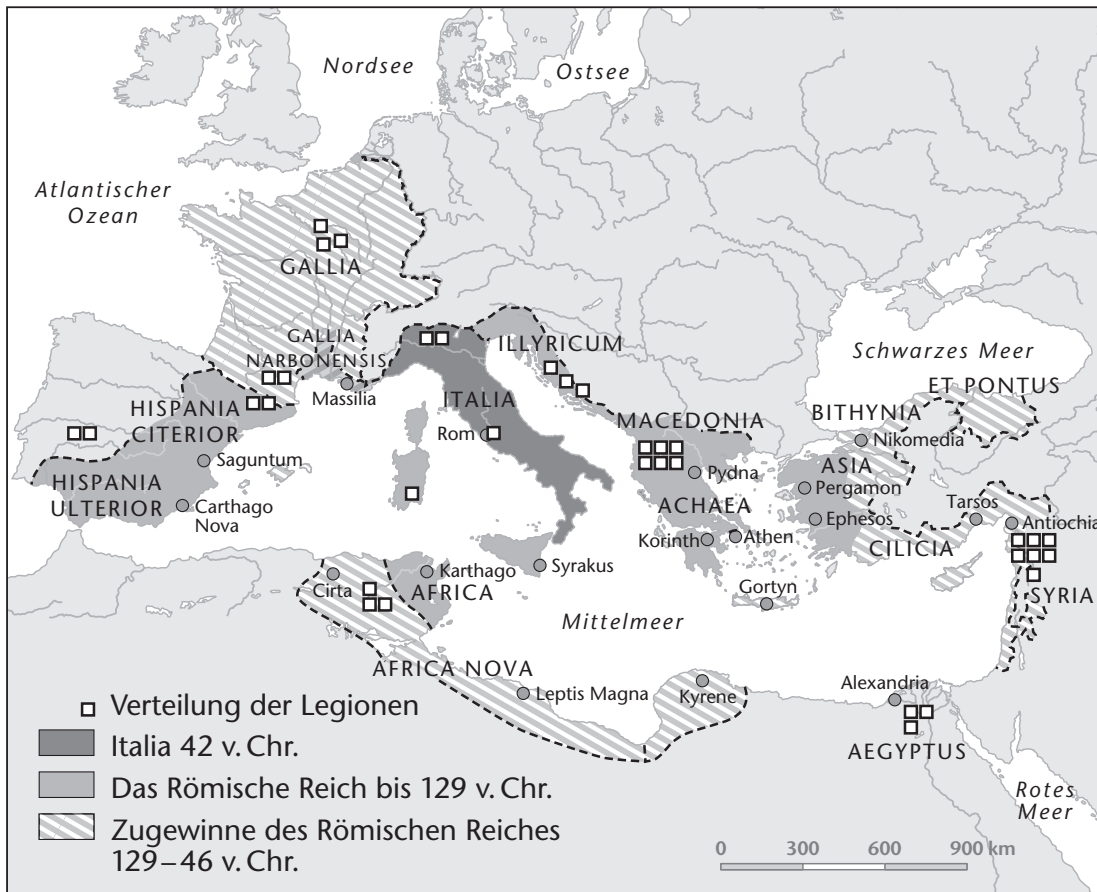
«Zu Würde und Freiheit sind wir geboren; daran müssen wir festhalten oder in Ehren sterben.» Cicero

I. Zwischen den Fronten: Octavian und der Senat

«Worte gegen Waffen»: Ciceros Mission

«Ich führe Krieg mit dem miesesten aller Gladiatoren, unserem Kollegen Antonius, aber von gleichen Bedingungen kann keine Rede sein: Worte gegen Waffen (*contra arma verbis*)». Cicero schrieb dies im Oktober 44 an Cornificius, Statthalter in Afrika, dessen Herz republikanisch schlug.¹ Viele trauten Augen und Ohren nicht, als für die verloren geglaubte Sache der Republik ein wortgewaltiger Anwalt auftrat, den in den letzten Jahren niemand mehr so recht ernst genommen hatte. «Ich habe mich vor Senat und Volk von Rom als erster Mann im Staat bekannt», schrieb er Ende Januar 43, und seit September 44 handelte er danach.² Der nunmehr 63jährige war nach den Iden des März nur selten in Rom gesehen worden, und nur widrige Seeverhältnisse hatten ihn im Sommer davon abgehalten, in den Osten zu gehen. Seine Freunde glaubten, der alte Feuerkopf habe mit der Politik abgeschlossen und widme sich ganz seinen staatstheoretischen Schriften.

Am 2. September aber betrat er den Senat und warf, sprühend vor Entschlossenheit, Antonius den Fehdehandschuh vor die Füße. Nichts mehr war zu erkennen von dem früheren Zauderer, nichts mehr von dem larmoyanten Senator, der sich gerne über die Ungerechtigkeit der Welt



Karte 1 Die Verteilung der Legionen im Jahre 44

vernehmen ließ, nichts mehr von dem eitlen Pfau, der sich dem Himmel nahe wähnte, als er die Catilinarier zur Strecke gebracht hatte: «O glückseliges Rom», dichtete er damals, «geboren, da ich Konsul war.»³ Jetzt, da er für das Leben nicht mehr viel, für den Ruhm aber alles zu gewinnen hatte, bäumte er sich noch einmal auf, um das höchste Ziel zu erreichen: die Erneuerung der Republik, die Wiederkehr der Senatsherrschaft und die Rolle des ersten Mannes im Staate. Er hat wohl nachgeschlagen, was er 63 zu Beginn seiner Amtszeit als Konsul erklärt hatte: Ich werde das tun, «was der Staat als Erstes verlangt: die Wiederherstellung des Ansehens unseres Standes, wie es zur Zeit unserer Vorfahren gewesen ist».⁴ Zwanzig Jahre später war noch einmal der Tag gekommen, genau dies zu versuchen. Skrupel bei der Wahl der Mittel ließ die Größe des gesteckten Ziels nicht zu.

Was er Anfang September im Senat vortrug, war im Ton noch maßvoll, in der Sache aber unmissverständlich. Antonius, so führte er aus, habe die Verfügungen Caesars eigensüchtig missbraucht, verfassungswidrige Gesetzesvorlagen geduldet und durch seine Amtsführung Recht und

Ordnung verhöhnt.⁵ Der Konsul, ohnehin gereizt durch die wachsende Popularität Octavians und seinen schwindenden Einfluss auf den Senat, schlug zurück. Am 19. September erklärte er den selbsternannten Vater des Vaterlandes zum Urheber allen Unglücks, das dem Staat in den vergangenen zwanzig Jahren widerfahren sei. Cicero habe das Recht gebrochen, als er die Catilinarier töten ließ, Cicero habe zwischen Pompeius und Caesar Misstrauen gesät, Cicero sei schuld am Ausbruch des Bürgerkrieges im Jahre 49, Cicero habe den Mord an Caesar angestiftet und Cicero sei der intellektuelle Urheber der Zerrüttung des Staates.⁶ Dieser Ausbruch offenen Hasses machte beide Männer zu Todfeinden und vergiftete die politische Atmosphäre Roms in den kommenden Monaten.

Für Antonius verschlechterte sich die Lage von Tag zu Tag. Den eifernden Cicero und einen widerborstigen Senat im Nacken sah er sich Anfang Oktober erneut in einen schweren Konflikt mit Octavian verwickelt, dem er vorwarf, an einem Mordkomplott gegen ihn beteiligt gewesen zu sein. Der Vorfall blieb unaufgeklärt, da Wichtigeres keinen Aufschub duldete. In Brundisium verließen in diesen Wochen vier aus Makedonien zurückbeordnete Legionen die Schiffe, umworben von Agenten Octavians, die das Blaue vom Himmel versprachen und mit Geld um sich warfen.⁷ Folgten sie dem neuen Caesar, war der Konsul verloren, da er diese Brigaden in seiner oberitalischen Provinz dringend brauchte. Denn dort hatte sich der Statthalter Decimus Brutus, von Cicero und Teilen des Senats angefeuert, entschlossen, Gallia Cisalpina nicht kampflos zu räumen. Am Ende des langen Geschachers um die Gunst der Soldaten teilte sich die makedonische Truppe: Zwei Legionen folgten dem Konsul, zwei liefen zu Octavian über, und alle vier trugen schwer an ihren prall gefüllten Taschen. Anfang Dezember marschierten die Heersäulen des Antonius nach Oberitalien und berannten die Mauern von Mutina (dem heutigen Modena), hinter denen sich Decimus Brutus verschanzt hatte.

In der Metropole verkörperte Cicero in diesen Monaten die Republik. Aber, wie die Bescherungen von Brundisium zeigten, diente er nur noch einem Traumbild. Es zeigte nur noch wenig von der realen Welt, die der ermordete Caesar in ein waffenstarrendes Militärlager verwandelt hatte. Realistischer dachte der Senat, auf dessen Wort kein einziger Legionär mehr hörte. So verschrieb er, als der Bürgerkrieg um die Gallia Cisalpina begann, seine Seele den Generälen und ermächtigte Ende Dezember Cicero, das Angebot Octavians anzunehmen, gemeinsam mit ihm und seinen Bewaffneten den Staat zu retten. Der fällige Preis war

der Verrat aller Überzeugungen, die Cicero so oft und so gerne im Munde geführt und mit der Feder verteidigt hatte.

Cicero war kein Anfänger. Er hatte in seinem langen Leben alle Höhen und Tiefen durchschritten und gelernt, sich zu drehen und zu wenden, wenn das politische Überleben auf dem Spiel stand. Er war auch kein Prinzipienreiter wie einst Cato, die Symbolfigur des senatorischen Widerstandes gegen Caesar. Dieser altrömische Starrkopf hatte mit seinem langen Zeigefinger jeden zum Sünder verdammt, der einen Kompromiss auf Kosten des Herkommens empfahl. Spätere Jahrhunderte hätten einen Mann dieses Zuschnitts wohl als Großinquisitor gebrauchen können. Dazu passt das Übermaß an Donquichotterie, das in seinem politischen Handeln steckte, worüber sich auch Cicero keine Illusionen machte: «Unseren Cato schätze ich nicht weniger als du; aber in seiner anständigen Gesinnung und unerschütterlichen Zuverlässigkeit richtet er bisweilen Unheil in der Politik an. Er stellt Anträge, als ob er sich in Platons Idealstaat und nicht in Romulus' Schweinestall befände.»⁸

Die Regeln, die dort galten, kannte Cicero, und er wusste sie anzuwenden, wenn es nottat. In der Politik, räsonierte er, gehe es zu wie bei der Schifffahrt: Dort müsse man sich nach Wind und Wetter richten und notfalls die Segel umsetzen, wenn der Hafen anders nicht zu erreichen sei.⁹ Dies fiel nicht immer leicht, und die Scham darüber beutelte ihn ab und an arg: «Sage ich über den Zustand des Staates, was sich gebührt, erklärt man mich für verrückt, sage ich, was die Umstände gebieten, gelte ich als Knecht. Schweige ich, so heißt es, ich sei gefangen und geknebelt.»¹⁰

Jetzt allerdings, als sich der Staat von machtbesessenen Heerführern umstellt sah, half es nicht mehr, die Segel umzusetzen. Jetzt musste den Interessen eines der mächtigen Krieger gedient werden, ohne Wenn und Aber. Erträglich machte dies allein die Zuversicht, dass eines nicht allzu fernen Tages die Politik die verfeindeten Militärs einfangen und zähmen konnte. «Denke immer daran», schrieb Cicero im März 43 an den Statthalter Nordafrikas, «dass deine Ehre mit den Interessen des Staates eins sein muss» – hinter den Palisaden der Legionslager verhalte der Ruf ungehört.¹¹

Der Hochverrat Octavians

Octavian ließen die Gegnerschaft zu Antonius und die in Brundisium und Umgebung biwakierenden Truppen aus Makedonien keine Wahl. Ohne Männer und Waffen war er verloren. So wühlten seine Wer-

ber in Brundisium, während er selbst Mitte Oktober nach Kampanien aufbrach, um dort die angesiedelten Veteranen unter den Fahnen des neuen Caesar zu sammeln. Er sprach viel von den Taten ihres alten Kriegsfürsten, beklagte dessen trauriges Ende, rief, jetzt endlich könne man Rache an seinen Mördern üben, jammerte über das Unrecht, das ihm, dem legitimen Sohn, in Rom durch den Konsul Antonius widerfahren sei, und bat um ihren Schutz. Wer noch zögerte, den köderte ein Handgeld, welches das Zweijahresgehalt eines Legionärs überstieg.¹² Als die Angeworbenen wenig später erkennen mussten, dass sie getäuscht worden waren und ihr Führer sie nicht gegen die Mörder Caesars führte, sondern dem Senat seine und ihre Dienste für einen Feldzug gegen Antonius anbot, schnürten viele ihr Bündel und zogen heim. Den meisten jedoch war es auch so recht; solange der Krieg seine Getreuen fürstlich belohnte, war jeder Gegner willkommen.

Die Erinnerung an die Wochen, in denen Octavian zur Waffe griff, blieb lange lebendig. Und wenn sie ihn auch nicht mehr gefährden konnte, als alles längst Geschichte war, so hielt sie doch eine peinliche Wahrheit fest: Die Anfänge des allmächtigen Kaisers waren die eines gesetzlosen Abenteurers, der sich des Hochverrats schuldig gemacht hatte, als er eigenmächtig Truppen anwarb. Niemand, dafür war das erfahrene Leid zu groß, vergaß, dass mit dieser Tat im Herbst 44 der Bürgerkrieg erneut ausbrach, der fünfzehn Jahre lang das Unterste zuoberst kehrte. Wie aber sollte eine Herrschaft Bestand haben, auf dessen Gründungsakt die tiefen Schatten von Aufruhr und Verrat fielen, und wie sollte ein Mann vor der Geschichte bestehen können, der alles, was er besaß, letztendlich räuberischer Erpressung verdankte?

Noch Jahrzehnte nach den Ereignissen musste der alt gewordene Kaiser darauf eine Antwort finden. Sie brauchte nicht originell zu sein, musste aber überzeugen. Ihren Grundgedanken hatte bereits Cicero formuliert, als er in der Senatssitzung am 20. Dezember Antonius als Staatsfeind denunzierte und die Legalisierung der hochverräterischen Truppenanwerbung des Octavian verlangte. Die Veteranen und Soldaten, lockte er, hätten sich für die Selbstbestimmung des römischen Volkes erhoben, und ihr Führer habe vorbildlich gehandelt, als er mit seinem Geld der Republik einen großen Dienst erwiesen und ihr die Freiheit bewahrt habe; beide seien daher zu loben und vom Senat zu ehren – was dieser auch tat.¹³

Jeder Rebell hört solche Sätze erleichtert und dankbar. Augustus wird sich an sie oder ähnliche erinnert haben, als er sich entschloss, seinen

Tatenbericht mit der Entscheidung des Herbstes 44 zu beginnen. Gerade sie, die das Stigma des Verbrechens so offenkundig trug, bedurfte in seinem politischen Testament der Begründung. Denn sein Leben und seine Taten sollten als gültiges Leitbild einer Alleinherrschaft dienen, die sich bewusst in die Geschichte der Republik einordnete und den Segen der Götter erhalten hatte. So verdeckte er den Hochverrat mit dem Motiv, das allein geeignet schien, die Kritiker zum Verstummen zu bringen: der Rettung des Staates. «Im Alter von neunzehn Jahren habe ich als Privatmann aus eigenem Entschluss und aus eigenen Mitteln ein Heer aufgestellt, mit dessen Hilfe ich den durch die Willkürherrschaft einer bestimmten Gruppe versklavten Staat befreite.»¹⁴

Die Absolution

Mit den in Capua zusammengezogenen Veteranen, einem etwa 3000 Mann starkem Verband, glaubte sich Octavian stark genug, den Marsch auf Rom zu wagen. Dort hoffte er ein von Senat und Volk verliehenes militärisches Kommando (*imperium*) erzwingen zu können. Denn nur dies konnte seinen Hochverrat nachträglich heilen und seinen Veteranen und den angeworbenen makedonischen Legionen die Sicherheit geben, nicht doch eines Tages als Aufrührer zum Richtplatz geführt zu werden. Zudem wollten die einen ihre Güter in Kampanien und Samnium behalten und die anderen am Ende ihrer Dienstzeit eine ehrenvolle Entlassung, ohne die an eine Versorgung mit Land nicht zu denken war. Die Beharrlichkeit Octavians, in Rom seine Rüstungen legalisieren zu lassen, entsprang also der Einsicht, als Rebell nicht lange überleben zu können. Das tollkühne Vorhaben jedoch, das Ziel mit einer Horde altgedienter Soldaten zu erreichen, war zum Scheitern verurteilt und kostete seinen Urheber fast das Leben.

In Rom sprach er am 10. November vor dem Volk von der Pflicht zur Rettung des Staates, die ihn allein antreibe und die er gemeinsam mit dem Senat zuwege bringen wolle. Es zeigte sich jedoch schnell, dass er mit zu hohem Einsatz gespielt hatte. Der Senat zeigte ihm die kalte Schulter, und kein Magistrat war bereit, Gesetzesanträge einzubringen, um die eigenmächtigen Rüstungen des Caesarsohnes rechtskräftig zu machen. Weitere Veteranen machten sich daraufhin aus dem Staub, zumal sich Antonius mit einer Elitetruppe und in Eilmärschen der Stadt näherte. Octavian, mit seinen Freikorps zum eiligen Verlassen Roms genötigt, zog sich nach Ravenna und Arretium (Arezzo) zurück, gerettet und ge-

sichert durch die von Antonius abgefallenen makedonischen Legionen, die allen Versuchen des Konsuls, sie zur Raison zu bringen, trotzten. Aber auch sie verlangten von ihrem neuen Herren, er möge sich endlich ein ordentliches Militärkommando verschaffen, mit welchen Mitteln auch immer, notfalls mit Waffengewalt. Das politische Ziel war damit endgültig festgelegt und das Mittel, es zu erreichen, konnte angesichts der militärischen Stärke des Antonius nur ein Abkommen mit dem Senat sein. Dies wiederum forderte den Verzicht auf die Rache an den Mördern Caesars. Dessen Geist hatte der Sohn noch am 10. November vor dem Volk mit bewegenden Worten und Gesten beschworen, als er die Ehren des Vaters forderte und mit der rechten Hand auf die Statue des Toten wies. Cicero schauderte es, als er davon hörte. «Von so einem möchte ich nicht gerettet werden», notierte er, und damit sprach er der Mehrheit seiner Standesgenossen aus dem Herzen.¹⁵

Es blieb nicht das letzte Wort des großen Redners. Ohne seinen Einsatz war im Senat nichts zuwege zu bringen. Octavian umwarb den Zögernden schon seit Monaten, jetzt vervielfachte er seine Anstrengungen. «Bedenke seinen Namen, bedenke sein Alter», hatte Cicero kopfschüttelnd noch im November an Atticus geschrieben und damit selbst überzeugende Gründe gegen ein Bündnis vorgetragen.¹⁶ Am Ende aber gab er nach, verleitet durch die Zuversicht, die Caesarianer spalten zu können, und verführt von den Versicherungen des Unterhändlers Oppius, der Sohn werde den Mördern seines Vaters die Hand reichen. Vor allem aber beflügelte ihn die Erwartung, Octavian werde Krieg gegen den in die Gallia Cisalpina eilenden Antonius führen und sich den Entscheidungen des Senats unterwerfen, wenn der ihn in seine Reihen aufnehmen würde.

Im Hause Cicero rieb man sich die Hände: war erst einmal Antonius beseitigt, brauchte man auch nicht mehr um die Loyalität der in Gallien und Spanien stationierten Heere zu bangen; deren Kommandeure Asinius Pollio, Munatius Plancus und Aemilius Lepidus, alle Caesarianer und unsichere Kantonisten, würden auf sich allein gestellt den Kampf um Rom nicht wagen. Von den neuen Konsuln und von Decimus Brutus bekäme der Staat wieder eigene Legionen, und dann mochte auch der Tag der Abrechnung mit dem ungeliebten Verbündeten Octavian nicht mehr fern sein; Cassius und Brutus im Osten täten dann gewiss das Ihrige zur endgültigen Genesung der Republik. Und er, Cicero? Er würde dann noch einmal als «Retter des Vaterlands» bejubelt werden und in dem Bewusstsein sterben können, dass sich die Nachwelt an ihn als einen großen Römer erinnern würde.

Anfang Dezember machte er sich ans Werk, dem Senat den Pakt mit dem Teufel und den dafür zu zahlenden Preis schmackhaft zu machen. Vier Wochen später war er am Ziel. In den Worten des späteren Kaisers liest sich das so: Weil ich dem Staat die Freiheit zurückgewann, «hat mich der Senat unter ehrenvollen Beschlüssen in seine Reihen aufgenommen, wobei er mir konsularischen Rang bei den Abstimmungen zuerkannte. Ebenso verlieh er mir militärische Befehlsgewalt. Im Range eines Proprätors sollte ich zugleich mit den Konsuln Sorge tragen, dass der Staat keinen Schaden nehme.»

Dies war, was die Soldaten und ihr Kriegsfürst brauchten, um der Anklage, Rebellen zu sein, zu entkommen. Dafür nahmen sie in Kauf, für den Caesarmörder Decimus Brutus, der an Amt und Heer widerrechtlich festhielt, und gegen einen ordnungsgemäß bestellten Prokonsul kämpfen zu müssen. Dafür zahlten sie mit der Unterordnung unter die Befehle der Konsuln Hirtius und Pansa, die eigene Heeresverbände aushoben. Und dafür marschierten sie gegen einen General Caesars, dessen Schlachtruf doch auch einmal der ihre gewesen war: Rache für die feige Mordtat an dem Abgott der Soldaten.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de